

Das Werk

Monatsblätter der Montangruppe der Siemens-Rheinelbe-Schuckert-Union

VI. Jahrg.

Düsseldorf, April 1926

Heft 1

Der Industrie- und Wohnungsbau im Ruhrkohlenbezirk

Eine kritische Betrachtung

unter besonderer Berücksichtigung der Ästhetik von Dipl.-Ing. Hans Vöth

Jeder, der das Kohlengebiet betritt, wird überrascht sein über den gewaltigen Eindruck, den diese Gegend auf ihn ausübt. In meist kahlem, ebenem Gelände reiht sich Stadt an Stadt, Zeche an Zeche, Hochofen an Hochofen, kurzum: allüberall findet man Merkmale stärksten Schaffens. Weitverzweigte Verkehrsadern durchziehen dieses Wirtschaftsgebiet und tragen die Werte, die in gewaltiger Arbeit dem Boden täglich abgerungen werden, hinaus in alle Welt. Da drängt sich einem sofort der Gedanke auf, daß dieser Gegend, in der die zusammengefaßte Kraft des deutschen Volkes in rastloser Arbeit die größten Taten vollbringt, durch ein großzügiges Bauschaffen ein besonderes Gepräge gegeben wäre. Doch dringt man näher ein in die Hochburg deutscher Arbeit, so erschrickt man über den Anstrich nackter Nützlichkeit und unbekümmerter Häßlichkeit. Wohl zeugen die riesigen Fabrikanlagen, die rauchenden Schloten und die rastlosen Bewegungen der arbeitenden Maschinen von dem hohen Stand der Technik; betrachtet man dagegen die unschönen Bauten, so taucht unwillkürlich die Frage auf, aus welchem Grunde Industrie und Häßlichkeit, Industrie und gemeine Zweckmäßigkeit unbedingt zusammengehören sollen.

Vor kaum einem Menschenalter wurde diese falsche Auffassung geboren. Denn bis zum Kriege 1870/71 dehnte sich über das heutige Kohlenbecken weithin und fast überall grünes Weideland. Zwischen alten Eichen barg sich vereinzelt das niederländische Bauernhaus; zerstreut und weltentlegen fanden sich stille Dörfer, für deren Bewohner die Landwirtschaft Hauptbeschäftigung und Verdienstquelle war. Fast ebenso friedlich und freundlich standen die damals vereinzelt vorhandenen Zechen in der Gegend; mit ihren zueinander abgestimmten Baumassen waren sie im Verein mit den umliegenden Gehöften das äußerliche Merkmal des damaligen Zeitgeistes. Schlicht und einfach waren auch die in

der Nähe der Bergwerke gelegenen Arbeitersiedlungen (Abb. 1 und 2); die ganze damalige Baukunst war noch beeinflusst von der Baugesinnung, wie sie uns aus der Zeit um 1800 geläufig ist. Noch war wenig zu merken von der Hast und Eile unserer heutigen Tage, geruhlos und gemächlich ging das Leben dahin. Wohl hörte man vereinzelt den Pfiff einer Lokomotive, wohl ahnte man

beim Anblick der schnaubenden Eisenbahn das Herannahen einer neuen Zeit, doch gerne erfreute man sich am Klang des Posthorns und an der langsam durch die Straßen fahrenden Postkutsche.

Dann kamen die Kriegsjahre 1870/71 und mit ihnen für den Bergbau der Anfang einer neuen Blütezeit; fällt doch der Hauptaufschwung der Kohlen- und Eisenindustrie in die Zeit nach diesem Kriege. Allüberall entstanden neue Zechen und Hütten, die Verkehrsindustrie entwickelte

sich mehr und mehr, und in kurzer Zeit mußte die Postkutsche der Eisenbahn weichen. Bald reichten auch die einheimischen Arbeitskräfte für die rasch anwachsenden Fabriken und Schachtanlagen nicht mehr aus, und so mußte hauptsächlich der Bergbau fremde Arbeitermassen heranziehen. Die stillen, weltentlegenen Dörfer entwickelten sich zu menschenwimmelnden Städten; mehr und mehr verschwanden die grünen Weideflächen, und so manches friedliche Gehöft mußte der immer weiter sich ausbreitenden Industrie Platz machen.

Es begann das Werden der Industriestadt, wie diese sich uns noch heute zeigt. Ohne Regelung wuchsen die Häuser aus dem Boden, ihre Fassaden wurden mit allerlei Stilformen vergangener Zeiten beklebt und die Räume so angeordnet, daß sie möglichst einträglich und gewinnbringend zur Verwendung kamen. So entstand allmählich der Mietskasernengrundriß, und das Siedlungssystem fand in der Stockwerkhäufung seinen äußerlichen Ausdruck. Die scheußlichen Umrisse dieser Häuser wurden begrenzt von noch häßlicheren Brandmauern



Abb. 1



Abb. 2

(Abb. 3); zwischen kasernenartige Mietshäuser setzte verantwortungslose Willkür niedere Flachbauten (Abb. 4); mitten zwischen den Wohnstätten entfalteten sich die Bechen und Fabriken. Willen- und formlos wurden diese Städte geschaffen, wurde ohne Gefühl für Verhältnisse und Maßstab Masse neben Masse gesetzt. Zusammenhanglos, ohne Sinn für Beschaulichkeit und ohne jedes seelische Empfinden, steht in diesen emporgeschossenen Industriestädten das Arbeitsviertel neben dem Geschäftsviertel; ohne Rücksicht auf jede weiter mögliche Entwicklung wurden die Straßenzüge angelegt und bebaut und so jene Straßen- und Städtebilder geschaffen, denen jeder einheitliche Baugedanke fehlt. Dazu kommt das Gewirre von Eisenbahnsträngen, die zum Teil mitten durch das Stadttinnere zu den Schachtanlagen führen (Abb. 5) und so wesentlich mithelfen, das Durcheinander, das in diesen Städten herrscht, zu erhöhen. Selbst die Grundregeln des Städtebaues, wie die Unterscheidung von Wohn- und Verkehrsstraßen, die Trennung von Industrie- und Wohnvierteln, die Anordnung von Grünplätzen, blieben vollständig unbeachtet. Wohin man blickt, Unvernunft und Häßlichkeit überall. So stößt man in den belebtesten Verkehrsstraßen sehr oft auf Baulücken, die dem Auge dann einen traurigen Einblick in die Ausgestaltung der Rückfassaden und der Hinterhöfe dieser Straßenzüge bieten.

Auch die Industriebauten dieses Zeitabschnittes reden die trockene Sprache geistiger und seelischer Leere. Zwar sind die Fabrik- und Bechenbauten äußerlich in antiken, gotischen, Renaissance- oder Barockformen gehalten; da diese Zeit jedoch selbst nicht zu formen und zu bilden vermochte, so hängte sie vor die Konstruktionen Masken und Gesichter, die sie anderen Zeiten entnahm. So kam durch dieses äußere Nachbilden die innere Leere um so krasser zum Ausdruck. Auch hier im Industriebau nirgends eigenes Wollen, eigenes schöpferisches Schaffen, sondern überall Geschmacklosigkeit und Nachahmerei. Oft handelte es sich auch um die Kosten, und so waren bei vielen Fabrikbauten selbst für diese

„Verzierungen“ die Mittel nicht mehr übrig. Zweck- und Nutzbauten nannte man dann diese Gebilde, und man sprach davon, es sei die freudlose Erscheinung dieser Bauten notwendig in ihrem Wesen begründet. Man hatte auch fast ganz vergessen, daß Industrie- und Wohnungsbauten schon auf Grund ihrer nackten Zweckbestimmung sich voneinander gänzlich unterscheiden mußten; verlernt hatte man auch, den Charakter der Industriebauten in der äußeren Erscheinung auszudrücken. So bilden die Fabrikbauten ein wirres Durcheinander zusammengesuchter Bauformen, nirgends findet man Einheitlichkeit und gewollte Ordnung. Und all diese traurigen Gebilde zusammen mit der bloßen Anhäufung von Häusern ergaben die Stadt der Gegenwart! In ihr scharen sich die durch Industrie und Bergbau angezogenen Menschen zusammen; sie nehmen keinen Anteil an ihrer Umgebung und Wohnstätte, sie kennen nicht Bodenständigkeit, noch Heimat, noch Volksart. Zudem mangelt es in diesen Städten auch an all denjenigen Einrichtungen, die uns heute in städtisch besiedelten Bezirken mit dichter Bevölkerung schlechthin unentbehrlich sind. Man dachte nur an die materiellen Erfolge, und so sind diese Städte noch heute das Zeichen des wirren Durcheinanders ohne eigenen Ausdruck und ohne eigene Gesittung. Auch die rasch sich weiter entwickelnde Technik änderte an dem ganzen Bauschaffen wenig, trotzdem die Maschine von Jahr zu Jahr sich vervollkommnete und dies auch äußerlich in besseren Formen zum Ausdruck gab. So blieb die Baukunst bald hinter der Technik weit zurück; die machtvollen Bewegungen der riesigen Maschinen wurden nach wie vor mit einer aus früheren Zeiten entnommenen Hülle umgeben, und in gotische und andere Stilgebilde kannte man weiterhin die modernen und neuen Formen der maschinellen Hilfsmittel.

Unter dem Einfluß solcher Gedankengänge und im Zeichen der immer noch raschen Entwicklung der großen Fabrikstädte formte die Baukunst im Industriegebiet weiter bis zum Jahre 1914. Dann kamen die Kriegsjahre, in denen die Bautätigkeit wie überall so auch im Ruhrgebiet fast ganz ruhte. Es darf jedoch nicht verkannt

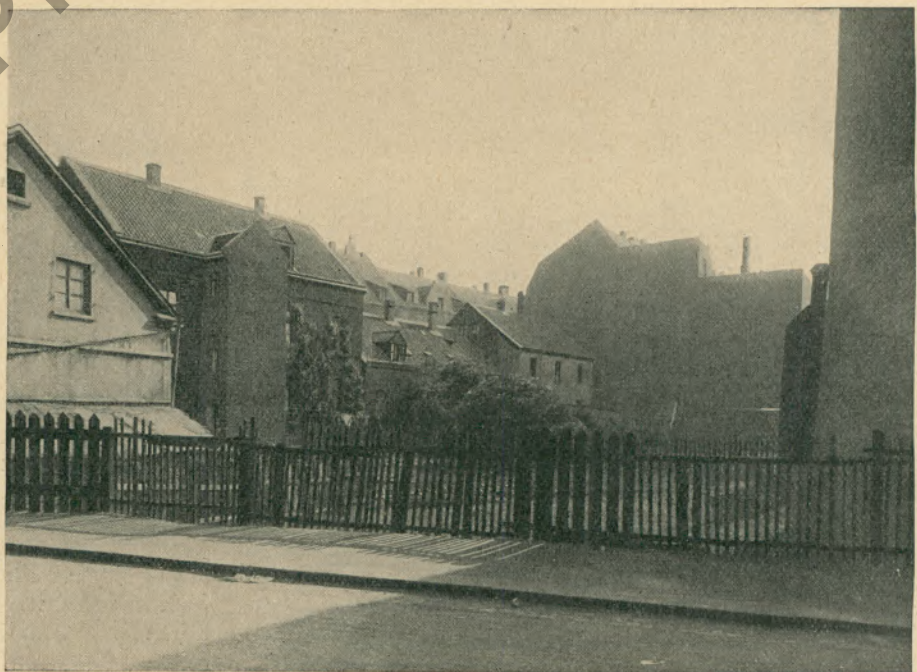


Abb. 3

werden, daß auch vor dem Kriege mustergültige und anheimelnde Arbeiterwohnungen und -kolonien geschaffen wurden, wovon wir gerade im Westen eine ganze Reihe aufzählen können.

Langsam und allmählich setzte die Bautätigkeit nach dem Kriege wieder ein, und die Bauten, die in letzter Zeit entstanden und noch entstehen, sind bereits erfreuliche Anzeichen einer besseren Gesinnung. Die Mietskasernen müssen anständigen Mehrfamilienhäusern, Siedlungen und Flachbauten weichen, die Ausbildung häßlicher Straßenbilder und das Schaffen abscheulicher Hinterhäuser und -höfe gehören so ziemlich der Vergangenheit an. Die Woge unserer Zeit, das rast- und ruhelose Schaffen der Maschinen, das Eilige und Hastige unserer Tage, kurz all die Kennzeichen angestrengtester Arbeit fangen allmählich an, sich äußerlich in den Bauten auszuwirken. Der Industrie- und Wohnungsbau sucht allüberall nach neuen Formen, nach neuen Ausdruckslinien; man besinnt sich je mehr selbst und versucht, ohne blöde Nachahmerei Eigenes zu schaffen und zu bilden. Doch fehlt im Industriegebiet der nach dem Kriege entstandenen Bauten noch immer vielfach das eigene Gesicht, der bestimmte Ausdruck, der dem ganzen Rohlenggebiet, dem Gebiet der rasselnden Arbeit, ein besonderes Gepräge geben müßte. An vielen neuen Bauten entdeckt man das Suchen nach einem „modernen Stil“, aber bei all dem Streben nach einer neuen Ausdrucksweise wird nicht darüber nachgedacht, wie und auf welcher Grundlage sich diese Bauten entwickeln sollen.

Schauen wir zurück auf die Städte, die in früheren Bauperioden entstanden sind, seien es die Städte des Mittelalters oder des Barocks: sie alle haben Charakter und Eigenart und sind der klare Ausdruck der jeweiligen



Abb. 4

Geschichte der Volksgesinnung. Ob sich die gewaltigen Dome und Kirchen der mittelalterlichen Stadt als Zeichen frommer Verehrung gleichsam Segen spendend über die darum herum andächtig versammelten Häuser erheben, oder ob die Parkstadt als die Stadt des Herrschers in strahlendem und prunkvollem Gewande, aber trotzdem in einer gewissen Ordnung sich zeigt, in all diesen Städten findet man Verständnis und Sinn für ein gegenseitiges Ein- und Unterordnen, für Ruhe und Sachlichkeit. Gleich folglichen Schülern scharen sich die Häuser um die Dome oder Schlösser als ihre Meister, keiner will mehr sein als das andere; um dem Auge abwechslungsreiche Blickpunkte zu geben, wurden die langweiligen geraden Straßenzüge vermieden und so die malerischen Straßenbilder geschaffen, die wir heute bewundern. Die früheren Städte entstanden alle aus

einem Gedanken heraus, der das ganze Volk beseelte; nur so wie Schüler die vom Lehrer gestellte Aufgabe je nachdem anders bearbeiten, so unterscheiden sich auch die Häuser dieser früheren Städte in Kleinigkeiten voneinander und geben so die malerischen Bilder, die wir heute in unseren rasch emporgeschossenen Industriebauern vollständig vermissen. Früher paßte eben alles zusammen, die Häuser, die Menschen, deren Beschäftigung, der Verkehr, so sind die alten Bauten noch heute die stummen Zeugen dieser Eintracht.

Noch hängen wir zu sehr an vergangener Pracht, noch träumen wir von stillen Winkeln und lieblichen Gassen, doch dies alles ist von einer verschwundenen Zeit geschaffen und paßt nicht mehr in den Rhythmus, in das Getriebe unserer Tage. Zu unserer Zeit mit ihrem ernststen Gesicht, in dem



Abb. 5

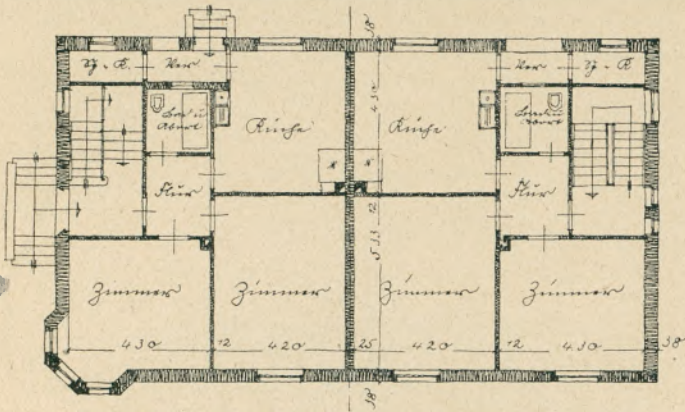


Abb. 6: der Nachkriegszeit entnommen

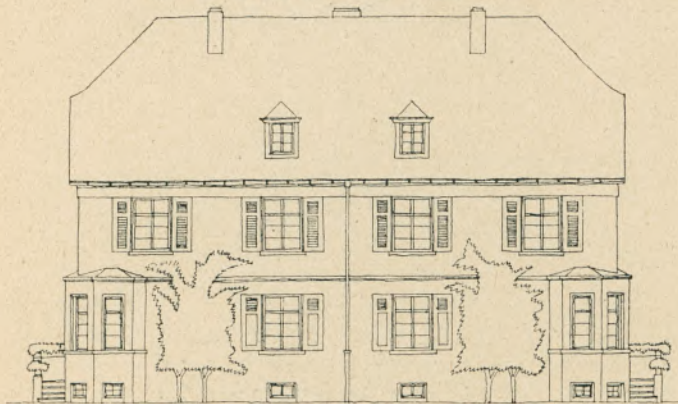


Abb. 7: der Nachkriegszeit entnommen

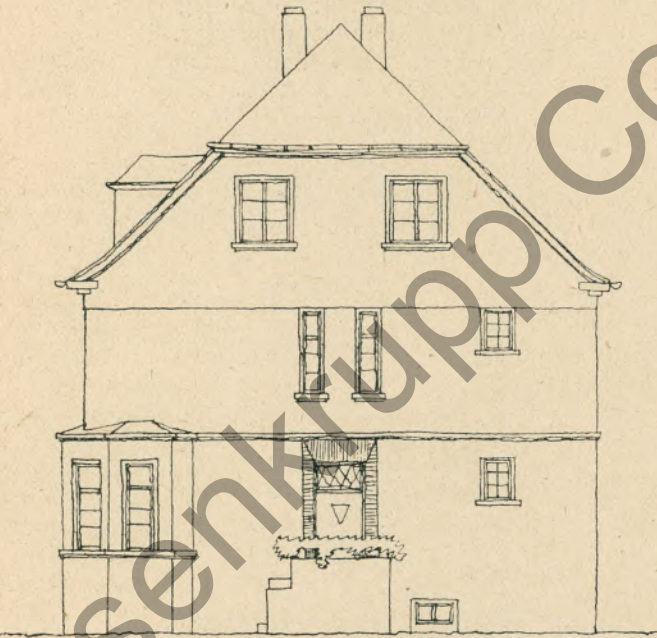


Abb. 8: der Nachkriegszeit entnommen

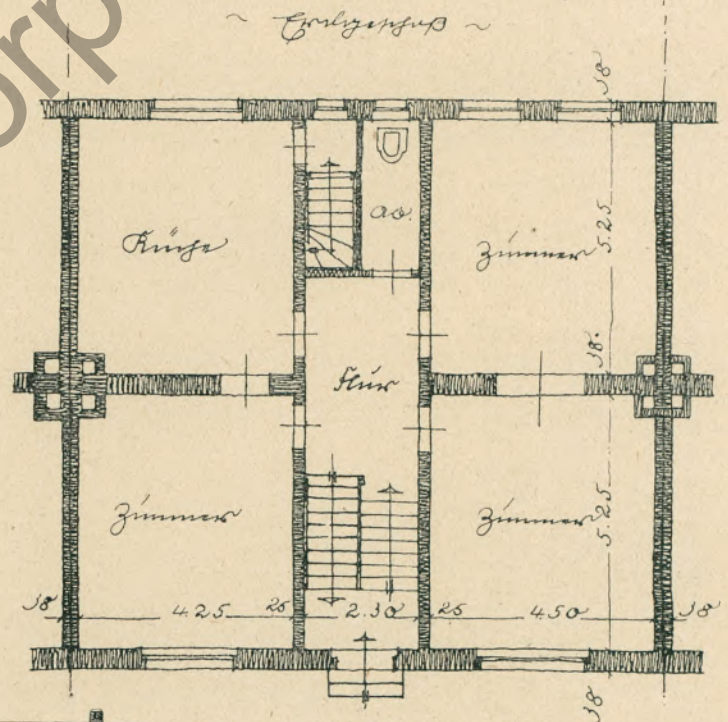


Abb. 9: der Nachkriegszeit entnommen

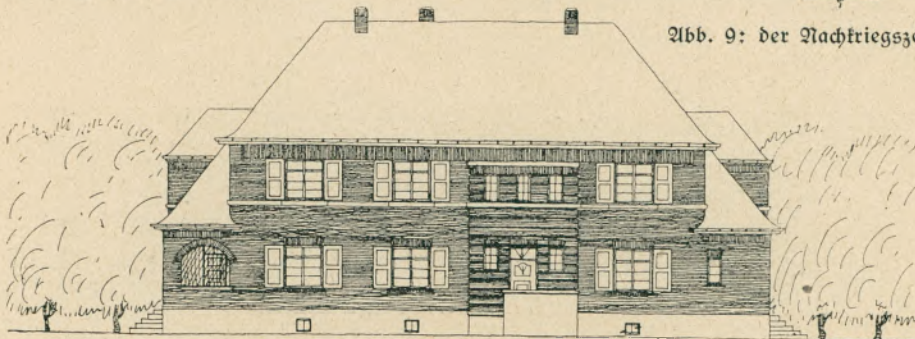


Abb. 10: der Nachkriegszeit entnommen

jeder Zug den Daseinskampf verrät, müssen wir entsprechende Bauten schaffen. Dazu kommt noch, daß die ganze Lage des Kohlengebietes an landschaftlichen und malerischen Reizen nichts aufzuweisen hat; man möchte fast glauben, daß auch die Natur mit ihrem kahlen und schmucklosen Gelände, mit ihrem notdürftigen Grün und spärlichen Waldbestand dazu beitragen wollte, der Gegend noch mehr den Stempel der Straffheit aufzudrücken, noch mehr das gewaltige Schaffen hervorzuheben. Sogar der Äther mit seiner dunstigen, rauchigen

die Bauten früherer Zeiten an Schmuck hatten, nicht mehr leisten. Darin liegt vielleicht gerade das Kennzeichen unserer Zeit, denn schlicht und einfach, offen und ehrlich sollen unsere Bauten unser Empfinden, unser ganzes Sein zur Schau tragen. Dazu eine fröhliche Farbe und ein frisches Grün am richtigen Ort, so sollen unsere Häuser das friedliche Heim bilden für unsere arbeitende Masse. In einfache Umrisse, einfache Formen wollen wir unsere Bauten hüllen und dabei verzichten auf zwecklose An- und Ausbauten; schlicht und anständig

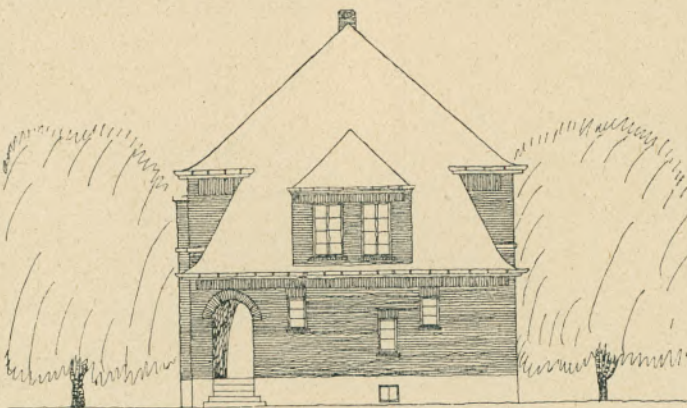


Abb. 11: der Nachkriegszeit entnommen

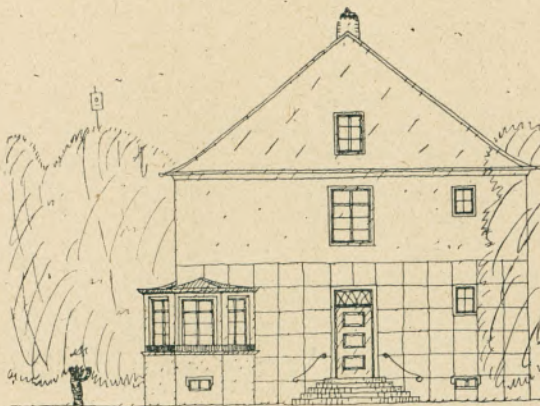


Abb. 12: Entwurf des Verfassers



Abb. 13: Entwurf des Verfassers

Luft bestärkt einen in diesem Gedanken. Zum Rhythmus der Arbeit passend müssen wir unsere Häuser formen, als die Symbole konzentriertester Energie sollen weiter unsere Bechenbauten erwachsen.

Wir wollen keine Modelhäuser errichten, wir wollen auch nicht Bauten erstellen, deren Ausheres wir von Jahr zu Jahr ändern, sondern wir wollen das gute, schlichte, anständige, deutsche Haus schaffen. Da hört man so oft den Einwand: wir sind arm geworden und können uns so vieles, was

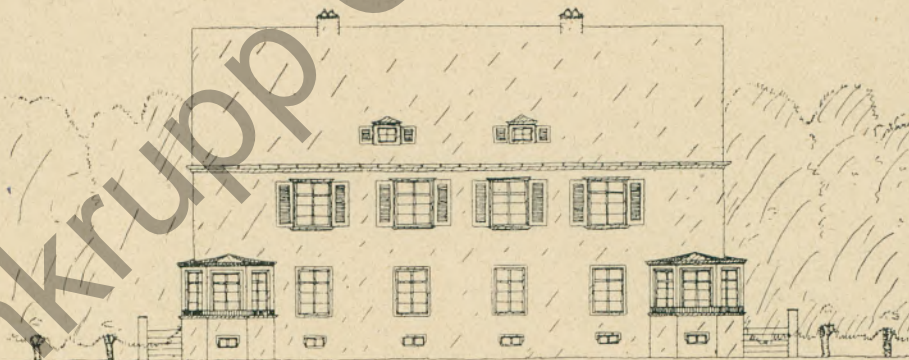


Abb. 14: Entwurf des Verfassers



Abb. 15: Entwurf des Verfassers

wollen wir auch die Dachformen gestalten. Paßt in die liebliche und anmutige Gegend des Südens das sich an die hügelige Landschaft anschmiegende Walmdach, so gehört in die flache und strenge Industriegegend am besten das Satteldach mit seinen beiderseitigen Giebeln. Dann steht das Haus des Kohlengebietes mit seinen klaren Formen, mit seinen strengen Linien schnittig, ernst und trozig in dem Lärm und dem Getriebe der schaffenden Maschinen (Abb. 12, 13, 14, 15 und 16).

Zu den aus dieser Gesinnung entstandenen Häusern müssen wir unsere Industriebauten passend bilden. Wir müssen in innerstem Miterleben die gestellte Aufgabe erfassen, ihr dann Inhalt, Form und Ausdruck geben. Frei machen wollen wir uns von dem früheren Gedanken, die Fabrikbauten nur in der äußeren Erscheinung zu werten; im Gegenteil: wir wollen den Zweck, das Gegebene, den Arbeitsvorgang der Maschine erforschen und aus dem so gewonnenen Bild, aus dieser Sachlage die äußere Hülle formen. Helfend soll uns dabei unsere Phantasie zur Seite stehen, unser Natürlichkeitssinn uns unterstützen. Wenn wir imstande sind, etwas Besseres zu formen, wollen wir die alten Bauten auf ihr Verhältnis zur Gesamtform, Umgebung und Landschaft untersuchen; aber wenn wir aufrichtig sind, werden wir erkennen, daß auch vielgepriesene Bauten der Neuzeit sich nicht mit vielen anderen Bauten älterer Zeit messen können und daß keineswegs alles schön und zweckmäßig ist, nur weil es neu ist. Ganz ehrlich aber wollen wir alles zeigen, was die Konstruktion erfordert, was der Ingenieur errechnet. Noch immer war Einfachheit schöner als nachgemachte modische Biererei, die zum inneren Kern nicht paßt.

Etwas großzügiger müssen wir allerdings dann werden, wir müssen lernen, die Massen richtig zu formen, richtig in die Landschaft, in die nächste Umgebung zu stellen.

Wenn wir so unsere Bauwerke als Ganzes erfassen, wenn unsere riesigen Schachtanlagen, die Zeichen menschlicher Kraft, gleich den gewaltigen Pyramidenbauten der

Ägypter das Ruhrgebiet beherrschen, wenn sich um sie, die Führer, die schlichten Häuser scharen, dann zeigt sich das Kohlengbiet äußerlich im richtigen Kleid, nämlich im Gewand der Arbeit. Ob wir bei unseren Bauten die ernstere Form des Ziegelrohbaues wählen, der bei geschickter Behandlung sich zu wunderschöner Erscheinung gestalten läßt, oder ob wir den etwas freudigeren Putzbau vorziehen, beides muß den gegebenen Verhältnissen entsprechend richtig gewählt werden. Bedingt die Konstruktion die Anwendung von Eisenbeton, so wollen wir ohne Scheu ruhig dieses Material zeigen, denn jedes Material, das sinngerecht seinem Dasein entspricht, wirkt echt und damit schön. Dann entsprechen die Bauten auch am besten den Anforderungen, um deretwillen sie ins Leben gerufen wurden, dann sind diese Gebilde der Ausdruck der gebändigten Kraft, gepaart mit Anmut und Schönheit. Dann verkörpern sie auch die Höchstleistung, dann werden unsere Industrie- und Wohnungsbauten im Kohlengbiet eine Heimat für unsere Arbeitermassen, ein Stück von un-

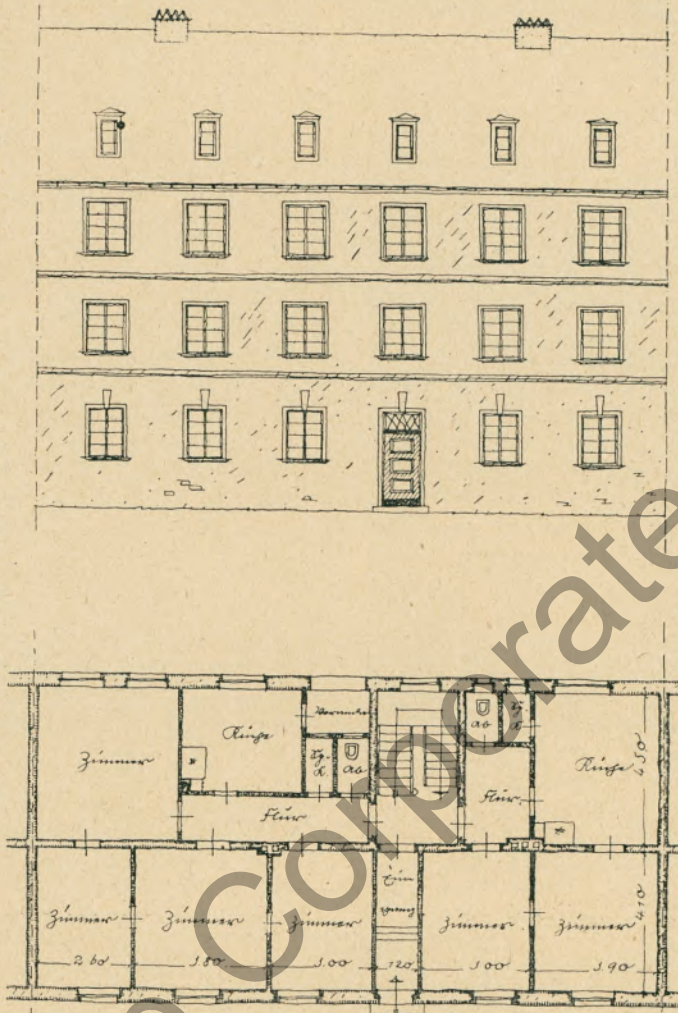


Abb. 16: Entwurf des Verfassers

serem Leben, der Spiegel unserer Seele und damit die Verkörperung unseres rastlos tätigen Zeitalters. Danach zu streben, sei uns Architekten heiligste Pflicht.

Der Eisenbergbau im Siegerland

Von Willy Pöschel

Kein Baustoff der Welt hat der Menschheit sein Gepräge so sehr aufgedrückt wie das Eisen. Das öffentliche Leben wie auch der private Haushalt, Land- und Seeverkehr lassen sich heute nicht mehr denken ohne das Vorhandensein von Eisen, und das Wirken der Riesenkräfte in unseren heutigen Maschinen wäre unmöglich ohne dieses Metall oder, besser gesagt, diese Legierung. In metallischer Form kommt das Eisen nur äußerst selten in der Erde vor, was bei seiner großen Neigung zum Rosten nicht wundernehmen kann. Alles technisch verwertete Eisen muß deshalb aus Eisenverbindungen, den Eisenerzen, hergestellt werden. Einen nicht unwesentlichen Anteil an der Erzgewinnung Deutschlands nimmt das Siegerland, das mit Recht von alters her berühmt ist wegen seiner reinen manganhaltigen Erze, die sich be-

sonders zur Darstellung von Spiegeleisen und hochwertigem Puddelleisen eignen.

Neben dem sogenannten Spateisenstein findet man im Siegerland hauptsächlich Braun- oder Raseneisenstein, und durchwandert man die Hauberge, so findet man häufig eigenartige Steine von brauner Farbe und ungleichmäßigen blinkenden Flächen von sehr großer Festigkeit. Dies sind die Findlinge der eisenhaltigen Gesteine, die schon in grauer Vorzeit das Ausbeutungsobjekt der Bewohner des Landes waren. Mit den einfachsten Mitteln wurde daraus Roheisen dargestellt. Naturgemäß gaben späterhin diese Findlinge Veranlassung, den Boden nach weiteren Schätzen zu durchsuchen, und man fand schon in geringer Tiefe ansehnliche Eisenerzlager, von deren Ausbeutung mannigfache Merkmale

zurückgeblieben sind. Tiefe Schürflöcher und große Halden, wie auch Ruinen von einfach gebauten Puddelöfen geben Kunde von der Gewinnung des Eisens. Durch kurze Stollen und Schächte wurde das Eisenerz mittels von Hand gekurbelter Förderkübel zutage gefördert. In Ermangelung unserer modernen Sprengstoffe wurde mit Holz gesprengt. Ein trockener Eichenholzkeil wurde in die sogenannte Kluft getrieben, der dann durch die eindringliche Feuchtigkeit quoll und den Riß erweiterte. Auf den ersten folgte ein zweiter und dritter Keil, bis das Gestein mit Hammer und Brechstange gelöst werden konnte. Gewiß eine harte Arbeit, die Kraft und Geduld erforderte, und daß die Fördermenge im Verhältnis zu heute gering blieb, braucht nicht besonders hervorgehoben zu werden. Zum Verhütten und Puddeln dienten Holzschelte.

Mit dem Fortschritt der Technik wurden auch die Anforderungen an die Liefergruben größer; braucht man doch nur an den heute großen Verbrauch bei einem größeren Objekt oder der Eisenbahn zu denken, um einen Begriff von der Höhe des Bedarfes zu bekommen. Den erhöhten Anforderungen gerecht zu werden, gab die fortschreitende Technik aber auch die Mittel in die Hand durch Einführung der Sprengstoffe, moderner Fördermaschinen und nicht zuletzt durch die Verwendung der Steinkohle als Brennstoff. Heute ist das Siegerland bis weit über die Grenzen Deutschlands bekannt durch seine großen Erzlagerstätten und bedeutende Förderung.

Die abbauwürdigen Erzlager bestehen meist aus großen Erzadern, deren Breite gewöhnlich mit der Tiefe unregelmäßig wächst und gewöhnlich etwa 2 bis 5 Meter mächtig sind. Wo die überlagerten Schichten gering sind, wird das Erz im Tagebau gewonnen; Eisenerznerster sind selten. Die Adern verlaufen in einem zur Senkrechten geneigten Winkel und sind häufig durch die Bewegungen der Erde verworfen.

Die Gewinnung des Eisenerzes geschieht nun in der Weise, daß an der günstigsten Stelle des betreffenden Erzlagers abgeteuft wird. Der Schacht wird, um ein Nachbrechen von Gesteins- und Erdmassen zu verhindern, ausgemauert und mit einem Schachtgerüst, das die Führungslatten der Förderkörbe trägt, versehen. Es sind dies rechteckige Balken aus gutem zähen Holz, die sich wie Eisenbahnschienen aneinanderreihen. Vom Schacht aus wird ein Stollen bis zur Erzader vorgetrieben. Der Abbau erfolgt nun von unten nach oben, indem der Hauer von Hand oder mittels Druckluftbohrhammer ein Loch von 1 bis 2 Meter Tiefe in das Gestein bohrt. In diese Bohrlöcher werden Patronen aus Sprengsalpeter oder sonstigem Sicherheitsprengstoff eingesetzt und durch die mittels elektrischer Zündung oder den Explosionsdruck der Gase hervorgerufene Sprengung große Gesteinsmassen gelöst. Aus Sicherheitsgründen überzeugt sich der Bergmann mit einer langen Eisenstange, ob tatsächlich sämtliche losgewordenen Stücke heruntergestürzt sind, die dann mittels Pickel und Schlegel zerkleinert und in bereitstehende Förderwagen geladen werden. Der durch die losgelösten und fortgeschafften Gesteinsmassen immer größer werdende Raum heißt „Abbau“ oder „Arbeit“. Der Abbau reicht von der tiefer gelegenen Sohle bis zur nächst höheren.

Die einzelnen Sohlen werden in der Regel in einem Abstand von etwa 50 Metern angelegt und die Gänge werden, damit der eigentliche Abbauraum nicht über 5 Meter Höhe erreicht, von unten aufgefüllt. Als Füllmittel dient loses Geröll, meist aus den der Erd-

oberfläche am nächsten liegenden Erdschichten, und das aus sogenannten Überbrüchen, d. s. kleine, mit einer geringen Neigung beim Abbau vorgetriebene unausgemauerte Schächte, nachrutschte. Der Abbauraum wird begrenzt durch die Sohle, den „Frist“, das ist die Decke, und durch das „Hangende“ und „Liegende“, das sich aus der Neigung des Ganges zur Senkrechten erklärt.

Schreitet der Abbau weiter fort, dann werden von der Sohle aus kleine Schächte angelegt, die mit hartem Holz oder Basaltsteinen kaminartig in die Auffüllmasse eingemauert sind. Man nennt diese Schächte „Roller“ und „Fahrten“. Durch die Roller wird das gewonnene Erz in die Tiefe zur Sohle geworfen, wo es in Förderwagen verladen wird, während durch die Fahrten der Bergmann mittels Leitern in die „Arbeit“ gelangt. Die Bezeichnungen sind von hinunterwerfen oder hinunter„rollen“ und auf„fahren“ abgeleitet. Ist der Abbau auf etwa 20 Meter an die nächst höher liegende Sohle vorgetrieben, so kommt man in die „Schwebe“, deren Abbau infolge der dauernden Einbruchgefahr besonders gefahrvoll ist. Der „Abbau“ muß hier mit Holztempeln und Querbalken abgestützt werden, um dieser Gefahr nach Möglichkeit zu begegnen.

Die Stollen werden gut ausgebaut und mit Gleisen versehen, auf denen die Förderwagen zum Schacht rollen. Nicht selten ist dieser Weg zum Schacht mehrere Kilometer lang, und man verwendet dann für die Fortbewegung Pferdekraft oder Benzin- und elektrische Lokomotiven. Ist man mit dem Abbau einer Sohle beschäftigt, so wird gleichzeitig der Schacht tiefer abgeteuft, und nach vollständigem „Abräumen“ der Erze in der ersten beginnt vielleicht 50 Meter tiefer der Abbau einer neuen Sohle in der gleichen Art und Weise. Je tiefer der Schacht wird, um so höher steigt naturgemäß auch die Temperatur in demselben, doch ist der schlimmste Feind des Bergmannes im Eisenerzbergbau das Wasser, dessen Beseitigung durch Hochpumpen bedeutende Kosten verursacht. Die Gefahren, die die eingeschlossenen explosiblen Gase im Kohlenbergbau für die Bergleute bilden, fallen dagegen im Eisenerzbergbau fort.

Aus der Tiefe des Schachtes heben Fördermaschinen die Erzwagen zutage. Hier wird das Erz meist zunächst „aufbereitet“, d. h. einer Reinigung von für das nachfolgende Schmelzen ungeeigneten Bestandteilen unterworfen. Die unreinen, gewöhnlich mit Quarz und Schiefer durchsetzten Stücke werden beim Waschen entfernt. Häufiger noch wird das Erz gleich auf der Grube „geröstet“. Dieses „Rösten“ geschieht in kegelförmigen Öfen von 8 bis 10 Meter Höhe und 3 bis 4 Meter Durchmesser. Die Öfen bestehen aus einem äußeren Blechmantel und innerer Ausmauerung und sind in Gruppen bis zu 20 Stück zusammengestellt. Die Beschickung erfolgt mit Roks und Eisenerz. Der Zweck des „Röstens“ besteht darin, die Erze derart chemisch zu verändern, daß ihr Verschmelzen leichter und billiger erfolgen kann. In der hohen Temperatur wird aus dem Eisenspat wie beim Kaltbrennen Kohlen-säure ausgetrieben, wofür das freiwerdende Eisenoxydul mit großer Begierde aus den die Ofenfüllung durchstreichenden Gasen Sauerstoff aufnimmt und sich in ein Eisenoxyduloxyd verwandelt, das der späteren Reduktion im Hochofen viel geringeren Widerstand entgegensetzt als das Oxydul. Mit dem Rösten der Erze ist gleichzeitig eine erhebliche Gewichtsabnahme verknüpft, was beim Versand einer gleich hohen Frachtersparnis gleichkommt, die bis zu 30 % beträgt. Durch die Bildung von schwefliger Säure und Metalloxyden findet zudem, wenn auch

keine vollkommene, so doch eine beträchtliche Entschwefelung statt. Ferner ermöglicht die Eigenschaft von Eisenoxyduloxydverbindungen, magnetisch zu sein, die Trennung des gerösteten, schwarzverkohlt aussehenden Erzes von Gangarten und schädlichen Mineralien. Bei der Aufbereitung der Eisenerze werden auch die anhaftenden Bestandteile an Kupfer-, Blei- und Zinkz ausgelesen, deren Gehalt an diesen Metallen häufig nicht unerheblich ist und viel zur Rentabilität mancher Gruben beitragen. In besonderen Hüttenwerken werden sie

zu den technisch verwendbaren Metallen verarbeitet. Das Siegerland verbraucht selbst nur einen Teil seiner Förderung, während der andere Teil zu den Hochöfen am Niederrhein und Westfalen verfrachtet wird. Zu den eigenen Hochöfenwerken erfolgt der Transport der Erze vielfach mittels Drahtseilbahnen, wo sie mit den nötigen Zusätzen an Brennstoff und Kalk zu sogenannten „Chargen“ vereinigt den Hochöfen zugeführt werden, um nach dem Verhüttungsprozeß als Roheisen der weiteren Verwendung zugeführt zu werden.

Charakterköpfe aus der Eisenindustrie

1. Leopold Hoesch

Von Dr. Friedrich Schubert

Die Familie Hoesch, aus dem Limburgischen stammend, ist seit Jahrhunderten schon im Rheinland ansässig und weitverzweigt gewesen*). In der Eifel, im Wichttale, standen ihre ersten Eisenwerke: Junkershammer, Zweifall, Neuenhammer und Plattenhammer, die damals noch die Wasserkräfte für den Hüttenprozeß ausnützten.

Eines der hervorragendsten Mitglieder der Familie war in neuerer Zeit Leopold Hoesch, der am 13. Januar 1820 in Düren als einziger Sohn des (schon 1831 verstorbenen) Johann Wilhelm Hoesch geboren wurde. Seine Mutter, aus der ebenfalls bekannten Dürener Familie Schoeller stammend, eine energische und kluge Frau, erzog ihn gemeinsam mit seinen fünf Schwestern. Er besuchte dann die Dürener Elementarschule, später die Realschule in Köln. Inzwischen hatte sich seine älteste Schwester nach Wien verheiratet, Leopold folgte ihr dorthin nach und besuchte, bei Schwester und Schwager wohnend, drei Jahre lang die polytechnische Schule in Wien. Nach deren Absolvierung lernte er noch eine Zeitlang in Lüttich gründlich Französisch, denn die Beherrschung dieser Sprache war für einen linksrheinischen Geschäftsmann damals nach unbedingt erforderlich.

Von da ab ist sein Name mit der Geschichte der alten Dürener Firma und mit der Entstehungsgeschichte des bekannten Dortmunder Stahlwerks Hoesch aufs engste verknüpft. Die Firma „Gebrüder Eberhard und Wilhelm Hoesch“, bei welcher nach Wilhelms Tode dessen Witwe (Leopolds Mutter) Teilhaberin wurde und in die auch Leopold eintrat, wurde 1846 in die Firma „Eberhard Hoesch und Söhne“ umgewandelt (Teilhaber Eberhard Hoesch, dessen Sohn Gustav und Neffe Leopold). Hier fand also Leopold Hoesch sein erstes Betätigungs-

feld, und bald erkannte er mit großem Scharfblick, daß bedeutende Umwälzungen auf dem Gebiete des Eisenhüttenwesens bevorstanden und besondere Maßnahmen erforderten.

Die Einführung der Steinkohle in den Hüttenprozeß, die Verwertung fremder Erze, die zunehmende Bedeutung der Eisenbahn als billiges Massentransportmittel machten die Hüttenwerke immer mehr vom Erzfundort unabhängig, und es ließ sich voraussehen, daß der linksrheinischen Eisenindustrie ein schwerer Konkurrenzkampf gegen die (wegen der Kohlenlager) unvergleichlich besser gelegene rechtsrheinisch-westfälische Industrie bevorstand.

Auf Leopold Hoeschs persönliche Initiative — und das war entscheidend für die Zukunft der Firma — wurde deshalb der Hauptsitz der Fabrikation nach Westfalen verlegt: es entstand das Dortmunder Stahlwerk Hoesch, dessen Erbauer und erster Direktor Leopolds Sohn Albert wurde. Am 1. September 1871 wurde zu Düren der Vertrag zur Gründung abgeschlossen. Das Geschäftskapital betrug 800 000 Taler, wozu Leopold Hoesch allein 500 000 Taler beitrug. Beteiligt waren noch weitere vier Mitglieder der Familie:

Viktor, Eberhard, Wilhelm und Albert Hoesch.

Nach dem Tode seines Onkels Eberhard (1852) war Leopold Hoesch mit noch recht jungen Jahren Chef der Dürener Firma geworden. Mannigfache Schwierigkeiten gab es auch da während jener oft unsicheren Zeiten zu bekämpfen. Der einzige größere Mißerfolg, die in den 80er Jahren notwendig gewordene Außerbetriebsetzung der Lendesdorfer Anlage, bewies schlagend, wie richtig die Überlegungen gewesen waren, die zur Gründung der Dortmunder Firma geführt hatten.

Trotz seiner unermüdlichen Tätigkeit im eignen Geschäft fand Leopold Hoesch doch noch genügend Gelegenheit, sich anderweitig hervorzutun. Er war ein gewandter Redner, Organisator und Konferenzleiter; als solcher erstrebte er vor allem den Zusammenschluß der gesamten Eisenhüttenindustrie zur gemeinsamen Vertretung der Interessen, die damals besonders durch Bestrebungen,



Leopold Hoesch

* Über die Hoeschs sind wir genau unterrichtet durch das ausführliche zweibändige Werk des früheren Bonner, jetzigen Kölner Historikers Justus Hachagen („Geschichte der Familie Hoesch“, 1. Bd. 1911 — 2. Bd. 1916). — In dieser mustergültigen Familienchronik werden die mannigfachen Geschehnisse der rheinischen Fabrikantenfamilie bis ins 14. Jahrhundert zurückverfolgt. Sie hat im wesentlichen auch das Material für die vorliegende biographische Skizze gegeben.



Becke „Rheinelbe“ im Schnee
Nach einem Aquarell von C. Bongard

die auf Freihandel und Abschaffung der Eisenzölle zielten, bedroht schienen. Am 3. November 1860 fand eine von Leopold Hoesch einberufene vorbereitende Versammlung im „Prinzen von Preußen“ in Düsseldorf statt, zu der auch Reiner Daelen aus Hörde und Rocher aus Hapse erschienen waren, und am 14. Dezember desselben Jahres wurde dann der „Technische Verein für Eisenhüttenwesen“ gegründet. Leopold Hoesch wurde zum Vorsitzenden, am 29. Mai 1863 zum Ehrenvorsitzenden des Vereins gewählt. Noch im Jahre 1880, bei der Umwandlung des Technischen Vereins in den „Verein deutscher Eisenhüttenleute“, war er leitendes Mitglied, und er bezeugte später dem Verein sein Interesse durch eine große Stiftung, die „Leopold-Hoesch-Stiftung“ (1897).

Des weiteren konnte sich L. Hoesch als Organisator betätigen bei anderen großen wirtschaftlichen (besonders Bergwerks- und Hütten-) Unternehmungen. Er gehörte dem Aufsichtsrat des Hüttenwerks Phoenix in Ruhrort, des Aachener Werks „Rote Erde“, des Märkisch-West-

fälischen Bergwerksvereins in Letmathe und des Schaaffhausen'schen Bankvereins an. Auch im Verwaltungsrat der Rheinischen Eisenbahngesellschaft saß er bis zu deren Verstaatlichung (1881).

Seiner Vaterstadt Düren leistete er ebenfalls gute Dienste als Stadtverordneter; viele Schenkungen und Stiftungen, insbesondere für den Ausbau des Realgymnasiums, lassen sein großes Interesse für das Gedeihen der Stadt erkennen.

An mannigfachen Ehrungen fehlte es Leopold Hoesch naturgemäß nicht, er wurde Kommerzienrat, 1884 Geheim-Kommerzienrat, und ein Leben voll rastloser Tätigkeit, voll eizernen Fleißes, aber auch voll freundlicher Güte ging zu Ende, als er am 21. April 1899 in Düren starb.

Von seinen Söhnen wurde Wilhelm Hoesch der alleinige Inhaber der Firma „Eberhard Hoesch und Söhne“, gleichzeitig auch Vorsitzender des Aufsichtsrates des Stahlwerks Hoesch in Dortmund. — Albert Hoesch hat den Vater nicht überlebt, er war bereits 1898, kaum fünfzigjährig, gestorben.

Das Rätsel des Stoffes

Die Entdeckung zweier neuer chemischer Grundstoffe

Von Prof. Dr. Ebner-Aachen

Zu den interessantesten und grundlegendsten Aufgaben der Chemie gehört seit mehr als zwei Jahrhunderten die Frage nach der Anzahl der Grundstoffe, aus denen sich alle Naturkörper aufbauen. Seitdem der englische Gelehrte Robert Boyle, derselbe, der einem der bekanntesten Gasgesetze seinen Namen gegeben hat, um 1660 zum ersten Male den Begriff eines chemischen Elements als eines nicht weiter zerlegbaren Stoffes festgelegt und ihn scharf von dem der chemischen Verbindungen unterschieden hatte, hatten die Chemiker bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts mit Mühe und Not etwa 30 solcher Grundstoffe wirklich aufgefunden. Die Entdeckung von Kirchhoff und Bunsen, daß jedem Element ein ganz bestimmtes Spektrum oder Lichtband beim Durchgang seines Lichts durch ein Prisma zukam, die dadurch ermöglichte Auffindung der zahlreichen seltenen Erden, wie sie in unserem Glühstrumpf vereinigt sind, sowie der Edelgase, wie sie seit 1895 in der Luft gefunden sind, ließ dann die Zahl der chemischen Grundstoffe rasch bis auf etwa 80 steigen, die Auffindung der verschiedenen radioaktiven Elemente sogar bis auf beinahe hundert. Eine gewisse Ordnung und einen Zusammenhang in diesen Wirrwarr von Grundstoffen hatte schon das 1869 von dem Russen Mendelejeff und fast gleichzeitig von dem Deutschen Lothar Meyer aufgefundenen periodische Gesetz der Elemente gebracht, bei dem sich durch Aneinanderreihen der Grundstoffe nach steigenden Atomgewichten fast von selbst acht bzw. nach der Entdeckung der Edelgase neun natürliche Familien oder Gruppen von Elementen herausstellten. Es war einer der glänzendsten Beweise für die vermeintliche Richtigkeit dieses Gesetzes, daß sein Entdecker Mendelejeff wohl noch verschiedene leere Stellen oder Lücken in seiner tabellarischen Zusammenstellung offen lassen mußte, aber gleichzeitig auf Grund seines Systems für diese noch nicht aufgefundenen Elemente — es waren die später nach Nationalitäten benannten Elemente Scandium, Germanium und Gallium — ihre physikalischen und

chemischen Eigenschaften mit einer Genauigkeit voraussagen konnte, die durch die bald darauf erfolgte wirkliche Auffindung dieser drei Elemente geradezu verblüffend bestätigt wurde. Allerdings besaß dieses periodische System der Elemente neben verschiedenen Schönheitsfehlern noch den empfindlichen Mangel, daß auch aus ihm nicht genau die Anzahl der Elemente in der Natur zu entnehmen war; an einigen Stellen drängten sich nämlich Elemente mit einander überraschend ähnlichen Eigenschaften so dicht aneinander, daß über ihre Zahl nichts Endgültiges aus dem System zu entnehmen war. So schwankte zum Beispiel die Gesamttheit der schon erwähnten seltenen Erden zwischen 15 und 20, ohne daß es möglich war, hier eine sichere Entscheidung zu treffen.

Alle diese sowie noch andere strittige Fragen über die Natur der Elemente fanden erst ihre völlige Klärung durch die zu Anfang des 20. Jahrhunderts erfolgte Begründung der Röntgenspektroskopie. Diese neue Spektralanalyse beruht auf der zuerst von dem Engländer Barkla entdeckten Tatsache, daß die Elemente nicht nur ein ihnen ganz eigentümliches, aber sehr verwickeltes optisches Spektrum beim Ausenden von Lichtstrahlen besitzen, sondern daß ihnen auch ein viel leichter zu durchschauendes Spektrum bzw. eine kennzeichnende Eigenstrahlung beim Ausenden von Röntgenwellen zukommt. Läßt man nämlich die von der Kathode einer Röntgenröhre ausgehenden Strahlen auf eine sogenannte Antikathode fallen, so sendet diese selbst neue Strahlen aus, die noch tausendmal kleiner sind als die winzigsten Lichtwellen und deren Wellenlänge oder Härte nur von der chemischen Natur der auf der Antikathode befindlichen Elemente abhängt. Die Schwierigkeit bestand nun darin, dieses Gewirr von Röntgenwellen, das von der Antikathode ausgeht, auseinanderzubereiten und die einzelnen Wellenlängen meßbar zu machen; hier war es die epochemachende Entdeckung des deutschen Physikers Laue aus dem Jahre 1912, daß für diese Röntgenwellen das wunderbare, von der Natur selbst hergestellte äußerst feine Gitter-

werk einer natürlichen Kristallplatte dieselben Dienste leistet, wie ein Prisma oder Beugungsgitter es schon lange für die Lichtwellen leistete. Allerdings mußte dabei das für die Liliputwellen des Röntgenlichtes nicht mehr empfindlich genug wirkende menschliche Auge durch eine photographische Platte ersetzt werden; man erhielt dann auf dieser eine scharfe Reihe von schwarzen Linien auf dunklem Untergrunde, das sogenannte Röntgenspektrum, das für jedes Element verschieden war und nur von der Art der strahlenden Stoffe abhing. Dabei ließen sich von den Leichtmetallen ab ganz bestimmte zusammengehörige Gruppen oder Serien von schwarzen Linien unterscheiden, die nach abnehmender Wellenlänge oder Härte als K-, L-, M-Serie usw. bezeichnet werden. Als nun weiter der im Weltkrieg an den Dardanellen gefallene englische Physiker Moseley daranging, für alle möglichen Elemente diese Röntgenstrahlenspektren photographisch aufzunehmen und seine Aufnahmen dann miteinander verglich, machte er eine höchst überraschende Entdeckung, die als das Moseleysche Gesetz der Elemente bezeichnet wird und die Frage nach der Anzahl der chemischen Elemente endgültig klärte. Moseley fand nämlich, daß sich die Röntgenspektren der Elemente in eine natürliche Reihe ordnen ließen derart, daß beim Fortschreiten von einem Element zum nächsten die Verschiebung der stärksten Linie in jeder K-, L- M- oder anderen Serie in der Richtung abnehmender Wellenlänge immer genau um denselben Betrag erfolgte, und zwar mit einer Genauigkeit, bei der sich jede Lücke in dieser Reihe sofort durch einen zu großen Sprung in der Reihenfolge der Elemente offenbarte. Im allgemeinen stimmte diese Moseleysche Reihenfolge der Elemente, die kurz das lineare System der Elemente genannt wird, mit der Mendelejeffschen überein; sie wurde jedoch erst vollkommen genau, als Moseley das Atomgewicht der Elemente durch ihre Ordnungszahl oder Atomnummer ersetzte, die angibt, wieviel positive Elektrizitätsladungen der Kern eines Atoms eines Elements besitzt, und die nach der Rutherford'schen Planetentheorie der Atome von 1 beim Wasserstoff bis 92 beim Uran steigen kann. Für jede Zunahme dieser Kernladung um die Einheit vergrößerte sich dann ein bestimmter Ausdruck aus der Wellenlänge — es war die Quadratwurzel aus der reziproken Wellenlänge, wie für die der Mathematik Kundigen bemerkt sei — genau um den gleichen Betrag, so daß bei der zeichnerischen Darstellung dieser Beziehung sich die Elemente in einer geraden aufsteigenden Linie aneinanderschlossen, die hinsichtlich ihrer Genauigkeit von keiner Potsdamschen

Wachtparade übertroffen werden konnte. Dabei sprang nicht nur irgendeine Lücke in dieser Reihe, also ein Fehlen eines Elementes sofort in die Augen, sondern man besaß von diesem Fehlenden sofort ein genaues Signalement in Gestalt seiner Röntgenlinie, die aus der Darstellung sofort zu entnehmen war. Man brauchte also nur nach solchen Röntgenlinien in der Natur zu suchen, deren Wellenlänge genau der aus der Moseleyschen Aufstellung folgenden gleich war, und man hatte den unbekannten Flüchtling dingfest gemacht. Daß die Elementenreihe gerade mit dem 92. Elemente abschloß, war nicht vorherzusehen und noch merkwürdig genug; die Erklärung lag nahe, daß alle Elemente von höherer Ordnungszahl so außerordentlich selten und in nur so geringer Menge auf der Erde vorhanden sind, daß sie bisher mit unseren heutigen Hilfsmitteln der Wissenschaft noch nicht aufgefunden werden konnten, obwohl die Röntgenspektroskopie schon ein scharfes Spektrum liefert, wenn von einem Element nur ein Tausendstel Milligramm, also ein Millionstel Gramm vorhanden war. Oder aber — und darauf führt besonders die Beobachtung der neueren radioaktiven Chemie, daß von dem Element 84 ab alle weiteren Grundstoffe stark radioaktiv sind und fortgesetzt durch Abgabe von kleinen Teilchen sich in Elemente von niedriger Ordnungszahl umwandeln — alle Elemente von einer Ordnungszahl über 92 sind so stark radioaktiv, daß sie auf unserer Erde schon ganz zerfallen und abgebaut sind und als sogenannte transuranische Elemente nur auf ganz jungen Himmelskörpern nach Art der Weltennebel und roten Riesensterne bestandfähig sind, eine Annahme, für die ja auch das Vorhandensein der im Juniheft besprochenen durchdringender Raumstrahlung zu sprechen scheint. — Betrachtet man die natürliche Reihe der Elemente von 1 bis 92 näher — sie ist in untenstehender Tabelle unter Benützung der üblichen Zeichen für die einzelnen Elemente und Hervorhebung der neun natürlichen Gruppen in den einzelnen senkrechten Reihen zusammengestellt —, so bemerkt man in dieser Zusammenstellung noch vier leere Stellen, wo hinter den Zahlen 43, 75, 85, 87 noch kein Zeichen für ein Element steht; eine fünfte leere Stelle befindet sich noch bei 61 in der Familie der nicht einzeln aufgeführten seltenen Erden. Drei von diesen noch nicht aufgefundenen chemischen Grundstoffen befinden sich allein in der Gruppe VII; sie sind von Mendelejeff, der ihr Fehlen schon bemerkt hatte, vorläufig wegen ihrer vermutlichen Verwandtschaft zu dem jeweilig darüber stehenden bekannten Element mit Ekamangan bei 43, Doimangan

Natürliche Reihe der Elemente

I	II	III	IV	V	VI	VII	VIII	IX
1. H								2. He
3. Li	4. Be	5. B	6. C	7. N	8. O	9. F		10. Ne
11. Na	12. Mg	13. Al	14. Si	15. P	16. S	17. Cl		18. A
19. K	20. Ca	21. Sc	22. Ti	23. V	24. Cr	25. Mn	26. Fe 27. Co 28. Ni	
29. Cu	30. Zu	31. Ga	32. Ge	33. As	34. Se	35. Br		36. Kr
37. Rb	38. Sr	39. Y	40. Zr	41. Nb	42. Mo	43.—	44. Ru 45. Rh 46. Pd	
47. Ag	48. Cd	49. In	50. Sn	51. Sb	52. Te	53. J		54. X
55. Cs	56. Ba	57.—71. seltene Erden 81. Tl	72. Hf	73. Ta	74. W	75.—	76. Os 77. Ir 78. Pt	
79. Au	80. Hg		82. Pb	83. Bi	84. Po	85.—		86. Em
87.—	88. Ra	89. Ac	90. Th	91. Pa	92. U			

bei 75 und Etajod bei 85 bezeichnet worden. Das fehlende Element 87 ist in gleicher Weise mit Etacaesium, das fehlende 61 mit „Seltener Erde“ benannt worden. Für diese fünf fehlenden Elemente ließen sich die Eigenschaften so gut wie die Wellenlängen ihrer Röntgenlinien ziemlich genau vorherzusagen, aber es wollte trotz allem eifrigen Suchen in deutschen und amerikanischen Laboratorien nicht gelingen, diese fünf Grundstoffe wirklich aufzufinden. Der Grund dieser Unauffindbarkeit konnte einmal der sein, daß sie auf unserer Erde äußerst selten und nur in verschwindend kleinen Mengen vorhanden sein konnten; dafür sprach die auffällige Tatsache, daß die unbekannten Elemente sämtlich ungerade Ordnungszahlen tragen und es schon lange festgestellt war, daß die Elemente mit ungeraden Ordnungszahlen sich in der Natur viel seltener vorfinden als solche mit geraden. Oder, und das war viel wahrscheinlicher, die fehlenden Elemente sind so wenig beständig, daß sie nach Art der radioaktiven Elemente sofort zerfallen und nicht haltbar sind; für diese ihre Unbeständigkeit sprach die Entdeckung von Rutherford, daß auch die Kerne der Elemente mit den ungeraden Ordnungszahlen 5, 7, 9, 11, 13 und 15 schon durch schnell bewegte Heliumteilchen zertrümmert und diese Elemente so aufgespalten werden konnten. Warum sollte diese Zertrümmerung bei den unbekannten Elementen nicht noch weit leichter eintreten können?

Man kann sich daher angesichts dieser ziemlich hoffnungslosen Lage für die Auffindung der fünf Elemente das Erstaunen und die Freude der chemischen Welt vorstellen, als plötzlich die Kunde kommt, daß es mehreren Chemikern von der Universität Berlin, der Physikalisch-Technischen Reichsanstalt und dem Wernerwerk M der Siemens-Halske A.-G. in jahrelanger vereinter Arbeit doch gelungen ist, wenigstens die am eifrigsten gesuchten Elemente 43 und 75 tatsächlich in der Natur nachzuweisen. Der Weg zu ihrer Auffindung war allerdings so mühsam und dornig, daß es schon der Vereinigung der Hilfsmittel dieser drei großen wissenschaftlichen Institute bedurfte, um endlich zu einem Ergebnis zu kommen. Als Ausgangspunkte der chemischen Untersuchungen, die hauptsächlich von Noddack und Ida Tacke geführt wurden, dienten einerseits die Platinerze, die außer Platin und Eisen gerade diejenigen Metalle in gediegenem Zustande und in kleinen Mengen enthielten, die in dem periodischen System den gesuchten Elementen benachbart waren, wie Chrom, Ruthenium, Osmium und andere, und in denen man daher auch die unbekannten Manganverwandten vermuten durfte. Andererseits wurden auch die Sauerstoffverbindungen aller dieser nahestehenden Metalle eingehend geprüft, wie sie sich besonders in der Mineralgruppe der Columbite und Tantalite vergesellschaftet finden, sowie auch alle diejenigen Mineralien, die überhaupt nur einen häufigeren Bestandteil der Columbite und Tantalite enthalten, und deren Aufzählung allein mehrere Zeilen ausfüllen würde. Alle diese Substanzen, von denen oft nur geringe Mengen aufzutreiben waren, wurden aufgeschlossen und in Lösung gebracht; aus den Lösungen wurden dann durch geeignete Mittel alle bereits bekannten Metalle nach Möglichkeit wieder entfernt und der so an den unbekannten Elementen stark angereicherte Rückstand abwechselnd im Wasserstoff- und Sauerstoffstrom stark geglüht. An der Wand des dazu benutzten Quarzrohres zeigte sich schließlich ein weißer Anflug, der aus winzig kleinen Nadeln bestand; die Lösung dieser weißen Kristalle im Wasser zeigte bei weiterer Prüfung alle diejenigen Eigenschaften, die für

die beiden unbekannten Manganverwandten 43 und 75 zu erwarten waren, so daß an ihrem Vorhandensein nicht zu zweifeln war; die Menge dieser neuen Elemente ließ sich bei dem Element 43, für das die Entdecker den Namen Masurium — nach unserer Ostmark — vorschlagen, bis auf 0,5 Prozent, beim Element 75, für das nach unserer Westmark der Name Rhenium vorgeschlagen wird, bis auf etwa 5 Prozent des Rückstandes steigern. Die Platinerze enthielten hauptsächlich das Rhenium, die Columbite daneben das Masurium; Spuren dieser beiden Elemente ließen sich auch in geringen Mengen in verschiedenen anderen Mineralien, wie Sperryolith, Gadolinit, Fergusonit für das Masurium, Tantalit und Wolframit für das Rhenium nachweisen.

Der sichere Nachweis, daß die neugefundenen Elemente wirklich die Elemente 43 und 75 waren, wurde durch das Röntgenspektrogramm erbracht und von Otto Berg, Hausser und Ida Tacke geführt. Brachte man nämlich die aus den obengenannten Mineralien gewonnenen und angereicherten kleinen weißen Kristalle auf die Antikathode einer Röntgenröhre, so erhielt man von dem Element Masurium drei scharfe Linien seiner K-Serie, von dem Element Rhenium vier bis fünf Linien seiner L-Serie, deren ausgemessene Wellenlängen fast genau mit den aus dem linearen System der Elemente vorausgerechneten übereinstimmten. Zahlreiche weitere Versuche bestätigten, daß die beobachteten neuen Röntgenlinien nicht von irgendwelchen anderen schon bekannten Elementen oder von irgendwelchen Fehlern in der Apparatur, etwa von den benutzten Kristallen des Röntgenspektrographen herrühren konnten, so daß an der Identität der neugefundenen Elemente Masurium und Rhenium mit den beiden Manganverwandten 43 und 75 kein Zweifel möglich ist. Das Röntgenspektrum der beiden Elemente gab aber nicht nur Aufschluß über ihr Vorhandensein, sondern gleichzeitig auch über die Mengenverhältnisse, in denen diese beiden in der Erdkrinde vorkommen. Diese interessante Mengenbestimmung — quantitative Analyse nennt es die Chemie — durch Röntgenspektroskopie beruht nämlich auf einem von dem Dänen Coster ausgearbeiteten Verfahren, bei welchem man dem zu bestimmenden Elemente ein ihm im periodischen System benachbartes in solcher Menge zusetzt, daß die Stärke der Röntgenlinien der beiden vermischten Elemente gerade gleich wird; in diesem Falle hat dann das zu bestimmende Element dieselbe Konzentration oder Mengenzahl wie das zuge setzte. Die Anwendung dieses Verfahrens auf die beiden neuen Elemente ergab, daß sie etwa in derselben Häufigkeit auf der Erdoberfläche vorkommen müssen wie die Platinverwandten Ruthenium und Osmium, deren Mächtigkeit auf etwa ein Billionstel und weniger in der Erdkrinde geschätzt wird, also rund ein Tausendstel von dem ebenfalls seltenen und geschätzten Platinvorkommen ausmachen.

Wenn auch vorläufig von der Gewinnung nennenswerter Mengen der neuen Elemente, die noch nicht einmal rein, sondern nur in Verbindungen untersucht sind, und erst recht nicht von ihrer technischen Verwertung die Rede sein kann, so bedeutet ihre Entdeckung dennoch nicht nur eine neue glänzende Bestätigung von der Richtigkeit des natürlichen und linearen Systems der Elemente in der heutigen Chemie, sondern auch vor allem einen neuen Triumph deutscher Forschung und deutscher wissenschaftlicher Arbeit, auf die wir mit Recht stolz sein können, denn:

„Nur dem Ernst, den keine Mühe bleicht,
Rauscht der Wahrheit tief versteckter Born.“

Mineralogisch-geologische Wanderung durch den Massenkalk des Sauerlandes

Von Wilhelm Schmidt

Nicht immer zeigte unsere heimatliche Erde das Bild, das sich uns heute darbietet. Wo jetzt die Bäume des Waldes sich im Winde wiegen und der Landmann den Acker bestellt, da rauschten dereinst im geologischen Altertum der Erde, lange bevor die üppigen Steinkohlenwälder wuchsen, die Wellen eines weitausgedehnten Ozeans über unsere Heimat dahin, das Devon-Meer des Geologen. Wenig läßt sich über die Grenzen dieses Meeres bis jetzt sagen, wohl aber können wir uns in der Phantasie ein Bild des Schicksals seiner Randländer machen. Genau wie heute vereinigten sich auch damals viele Kräfte, das bereits bestehende Festland zu zerstören. Unaufhörlich prallten die Wogen des Devon-Meeres an seine felsigen Rüsten, den Ufersaum zernagend und zerstörend. Während der gröbere Brandungsschutt längere Zeit am Strande liegen blieb, wurden die feinsten Ton- und Sandteilchen von dem Wasser in der Schwebe gehalten und in das weite devonische Meer hinausgespült, dort wieder abgesetzt und so allmählich ein neues Festland aufbauend. Starke Gehilfen fand das Meer. Da waren zunächst die riesigen Schlammassen, die die Flüsse ins Meer hineinschwemmen, die sowohl aus der mechanisch zerstörenden Kraft des Regenwassers als auch aus der Tätigkeit der Atmosphärrillen herstammten. All diese so dem Lande entrissenen Teile wurden von der Meeresströmung erfaßt und auf weite Flächen verteilt, Schicht um Schicht aufbauend, bald sandig (Sandsteinbänke), bald tonig (Schieferbänke). Beginnen wir unsere Wanderung in Letmathe. Von Südwest nach Nordost streichend, sehen wir mächtige Kalksteinberge sich erheben, die jetzt eine blühende Industrie ins Leben gerufen haben. Sind diese Kalkablagerungen, vom Geologen der Massenkalk des Mitteldevons genannt, nun auch lediglich aus den Eiderstoffen des früheren Devonmeeres entstanden? Die genaue Betrachtung der Felswände in den Steinbrüchen des Burgberges läßt uns das Fehlen jeglicher Schichtung erkennen, die ja doch das charakteristische Kennzeichen aller im Wasser abgelagerten Schichten sind.

Wo ist nun die Erklärung? Diese Gesteinsmassen sind zum großen Teile organischen Ursprungs. Wie noch heute in den Tropen die Korallen durch ihre Gehäuse ungeschichtete Kalkbauten von tausend Meter Mächtigkeit und mehr aufführen, so war es auch im alten Devonmeere. Längst ausgestorbene Korallen (Stromatoporen) waren die Erbauer dieser Kalkberge. Sie bildeten knollige oder zylindrische Skelette von oft mehreren Fuß Durch-

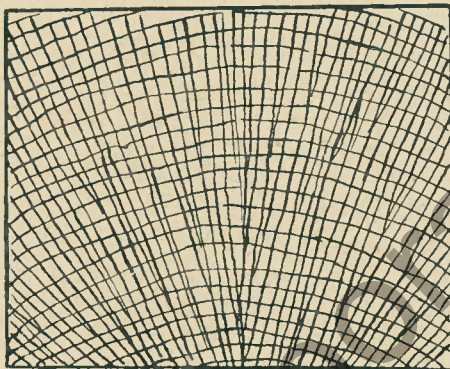


Abb. 1

messer, im Querschnitt ein Netzwerk von viereckigen Maschen zeigend (Abb. 1). In großer Menge finden wir ausgeprägte Stücke auf dem Plateau des Burgberges. Für den Mineraliensammler bietet der Massenkalk eine unerschöpfliche Fundgrube. In Klüften und Spalten finden wir im Bruche die schönsten Kristalle des Kalkspates in allen Zusammensetzungen. Hinzu kommt der Dolomit vom gewöhnlichen Bitterspat bis zum Braunspat. Steigen wir in den oberen Bruch hinauf, dem „Pater und Nonne“ langsam zum Opfer fallen, so finden wir in dem stark dolomitisierten Kalk die schönsten tiefschwarzen, glänzenden Quarzkristalle, Morion genannt. Die einzelnen Kristalle sind ganz unregelmäßig in dem Kalkdolomit eingelagert. Diese Erscheinung läßt sich im ganzen Verlaufe des Massenkalkzuges verfolgen. Überall finden wir die Quarzkristalle.

Wandern wir weiter in Richtung Iserlohn, so kommen wir nach einer halben Stunde nach Dröschede. Hier finden wir die schwarzen Quarzkristalle auf einzelnen Kalkstücken sehr schön herausgewittert, frei auf dem Acker liegend (Abb. 2). Das Bemerkenswerteste dabei ist, daß diese Quarzkristalle im Innern ein Gerippe von



Abb. 2

Stromatoporen zeigen. Da der Kalk nun verhältnismäßig leicht verwittert, so liegen die kleinen Quarze zu Hunderten frei auf der Oberfläche. Unmittelbar in der Nähe, bei dem Pulvermagazin zeigt sich der Quarz in einer anderen Gestalt. Ein etwa 1,5 Meter starkes Lager von rotem Eisenkiesel ist hier dem Kalk eingelagert, und in kleinen Klüften und Spalten des Lagers haben sich dunkelrote prächtige Kristalle gebildet, die in ihrer Art an die bekannten

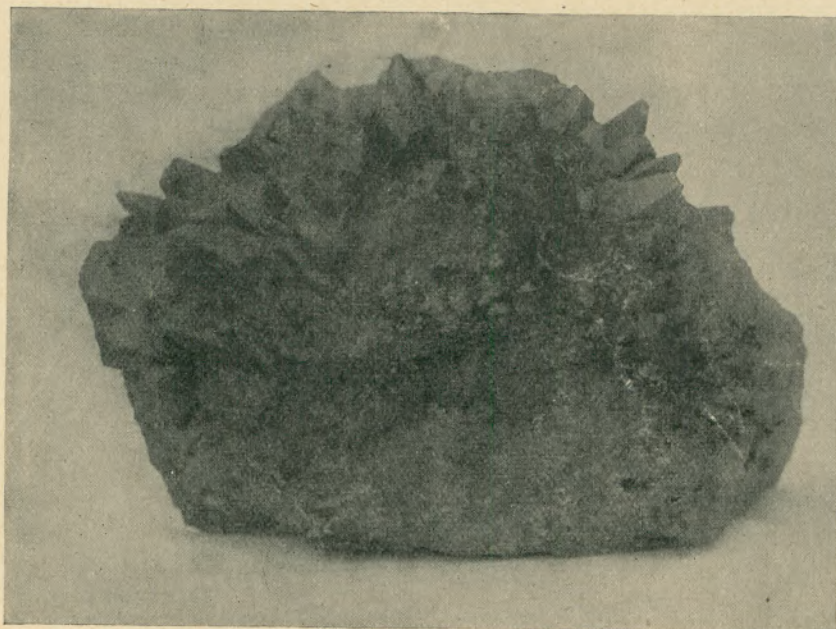


Abb. 3

böhmischen Granaten erinnern. — Unser Weg führt uns weiter durch Iserlohn nach Westig. Auf der Anhöhe nördlich des Bahnhofes sind einige Gruben. Hier zeigt sich der Quarz wiederum in einem neuen Kleide. Zu Millionen und aber Millionen sind die kleinen milchweißen Kristalle, von der Größe eines Nadelkopfes bis zur Erbse, zu einem Gestein zusammengebacken, das aber beim Losbrechen in seine kleinen Bestandteile zerfällt. Hier leisten diese kleinen Milchquarze der Technik gute Dienste. Sie werden von den umliegenden Werken als Schleifmittel für ihre Erzeugnisse benutzt (Nadeln, Federn usw.).

Weiterhin kommen wir zum Felsenmeer. Schon vor langen Jahren ist dort Eisenglanz bzw. Roteisenstein abgebaut worden. Einige tiefe Löcher links von dem Wege, etwas oberhalb des Einganges zum Felsenmeer, zeigen uns diese alten Baue. Kristalle des vorgenannten Erzes kommen kaum vor, höchstens einige schwache Versuche. Doch hat es der Eisenstein verstanden, sich mit fremden Federn zu schmücken, sich mit erborgten Kristallformen aufzuputzen. Wir sehen den Eisenglanz in Gestalt der Kalkspatkalenöveder auftreten, wir haben es mit sogenannten Pseudomorphosen zu tun, das heißt, daß das Mineral sich in einem Kleide zeigt, welches ihm nicht eigen ist. Jede Pseudomorphose verdankt ihre Entstehung einer fremden Substanz, deren Dasein ihrer Ausbildung vorangehen mußte. So auch hier (Abb. 3). Ursprünglich vorhanden war der Kalk mit schön ausgebildeten Kristallen. Später drangen auf Spalten des Kalkes Lösungen ein, die Eisen enthielten, das Gefüge des Kalkes auflösten und das Eisen dafür absetzten, unter Beibehaltung der Kristallform des Kalkspates. Es wurde nicht nur in scharfer Weise die äußere Form nachgeahmt, sondern auch der innere Aufbau aus einzelnen Schalen wiedergegeben. Zerschlägt man einen solchen Pseudokristall, so sieht man, daß er aus lauter ineinandersteckenden Rappen besteht, die durch eine

hauchartige Lage von Roteisen getrennt sind. Oftmals ist der innere Kern noch nicht umgewandelt und zeigt die ursprüngliche Substanz: Kalkspat.

150 Meter oberhalb dieser alten Eisenschächte ist ein ehemaliger Spalt durch Kalkspat ausgeheilt worden, gleichzeitig haben sich mit dem Kalzit unzählige, meist an beiden Enden wohlausgebildete Quarzkristalle ausgeschieden, die durch Aufnahme von Eisenverbindungen in gelben Eisentiesel verwandelt sind (Abb. 4). Im westlichen Teil des Felsenmeeres sehen wir auch wieder den roten Eisentiesel auftreten, wenn auch nicht so farbenprächtig, wie wir ihn in Dröschede kennen lernten. Im Anschluß möge kurz die Frage nach der Entstehung des Felsenmeeres gestreift werden, über die so viel gemutmaßt worden ist. Die größte Wahrscheinlichkeit hat die Ansicht, die Entstehung sei auf den Einsturz einer ausgedehnten Höhle zurückzuführen. Den Grund des Einsturzes dürfen wir wohl darin suchen, daß durch eine große Anzahl in die Decke

getriebener Strudellöcher, wie sie die nahe Heinrichshöhle auch aufweist, der Spannungsdruck des Höhlendaches aufgehoben wurde und so die Decke in sich zusammengestürzt ist, wodurch eben jenes Wirrsal entstand, das wir jetzt vor uns haben. Gestärkt wird diese Ansicht dadurch, daß fast jeder Felsblock Reste dieser Strudellöcher in Form von Mulden zeigt. Nach Einsturz der Heinrichshöhle würde ein ähnliches Felsenmeer sich unseren Blicken zeigen. — Wir setzen unsere Wanderung fort in Richtung des Hönnetals und erreichen nach 1½ Stunden das Dorf Riemke. Am Rande des Waldes, unmittelbar an unserem Wege, zeigt sich ein kleiner Kalksteinbruch. Die nähere Betrachtung zeigt uns, daß die ganze Wand aus einzelnen Lagen von Kalkspatkalenövedern besteht (Abb. 5). Die unteren Lagen zeigen eine Stärke der Kristalle von ungefähr Kerzendicke, während dieselben in den oberen Lagen bis zu 5 Zentimeter Dicke ausgebildet sind. Die Entstehung können wir uns nur so denken, daß eine Kluft in dem

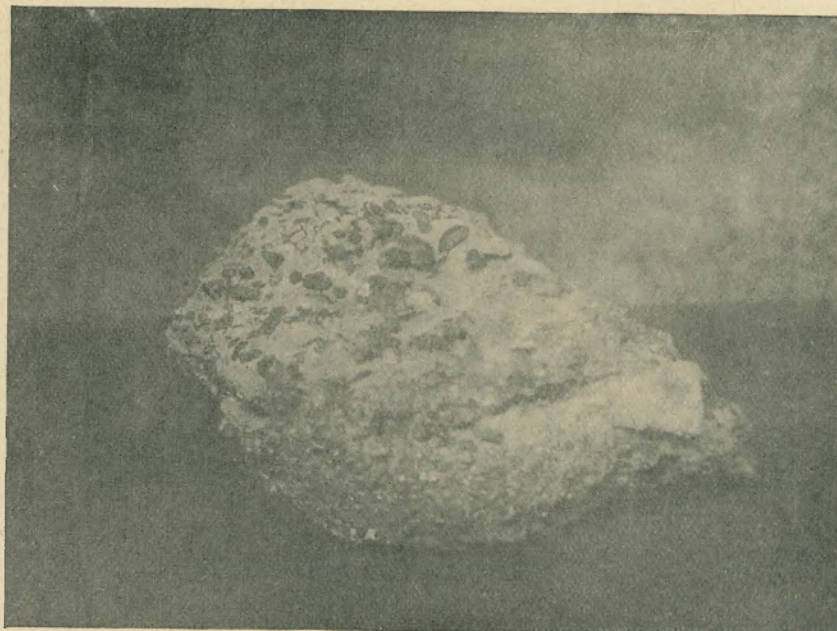


Abb. 4

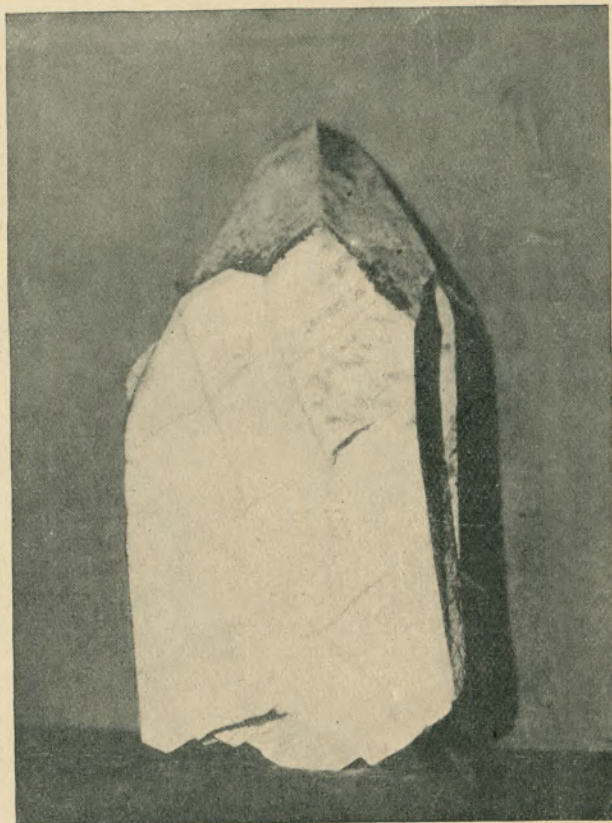


Abb. 5

Riffkalk aufriß, und später wurde diese wieder durch Kalkabsätze aus dem Wasser ausgefüllt. — In einer halben Stunde ist das Hönnetal bei Plattthaus mit seinen großen Kalkbrüchen erreicht und damit zunächst ein Ende unserer Wanderung. Etwas östlich von Plattthaus erreicht der Zug des Massenkalkes sein Ende. Die Verbindung weiterhin zu den Resten bei Brilon und Warstein fehlt und ist im Laufe der unendlichen Zeitfolge abgetragen worden.

Am zweiten Tage bringt uns die Bahn über Menden, Fröndenberg, Arnsberg nach Meschede. Hier beginnen wir unsere Wanderung erneut und kommen nach drei Stunden Marsch über Stimmstamm an Hirschberg vorbei nach Warstein, das mit seiner Umgebung gleichsam eine stehengebliebene Insel des Massenkalkes auf den Schichten des Mitteldevons bildet. Eine halbe Stunde vor Warstein haben wir zunächst die Bielssteinhöhle. In der Nähe des Eingangs zu dieser Höhle, an einem Felsen im Talgrunde, sehen wir noch einige Reste von schönem rotem Eisenkiesel. Die Tätigkeit der Sammler hat damit aufgeräumt. Im Garten des Gasthauses erblicken wir Brauneisenstein zutage treten, und zwar zum Teil als Glaskopf ausgebildet. Den Hauptanziehungspunkt bildet

aber das kleine Dörfchen Suttrop bei Warstein, das wir in etwa 1 1/4 Stunden von der Höhle aus erreichen. Bei der „Vogelstange“ ist für den Mineraliensammler der rechte Ort. Wie überall im Massenkalk tritt auch hier der Quarz auf. Zu Tausenden liegen die frei ausgebildeten Kristalle in der Ackerkrume, von der Größe einer Erbse bis zum Hühnerei. Die kleinen oft hell und klar wie Wasser, sogenannte Suttroper Diamanten, die größeren meist trübe und undurchsichtig (Abb. 6). Die Kristalle erreichen häufig eine Größe bis zu 5 Zentimeter. Berschlägt man einen solchen, so sieht man deutlich den ringförmigen Aufbau, die zonare Bildung. Und die Erklärung? Es bleibt wieder keine andere Möglichkeit wie die Annahme des Eindringens von Lösungen, die mit Kieselsäure gesättigt waren und dabei dieselbe in Kristallform niederschlugen.

Und damit wären wir am Ende unserer Wanderung. Es liegt ein starker Reiz für den Menschen darin, der Natur die Geheimnisse abzulauschen. Die Mineralien und Versteinerungen, die wir da und dort dem Gebirge entnehmen, werden nicht zu bloßen Schaustücken. Sie werden uns reizen, uns immer wieder mit diesen alt ehrwürdigen Dokumenten zu beschäftigen, denn sie stellen uns das Buch dar, aus dem die Natur zu uns redet. Und so werden wir versuchen, diese stumme und doch so vielsagende Sprache zu deuten, bis wir soweit wie möglich die uns überall entgegentretenden Rätsel der dunklen Vorgeschichte unserer Heimat gelöst haben.

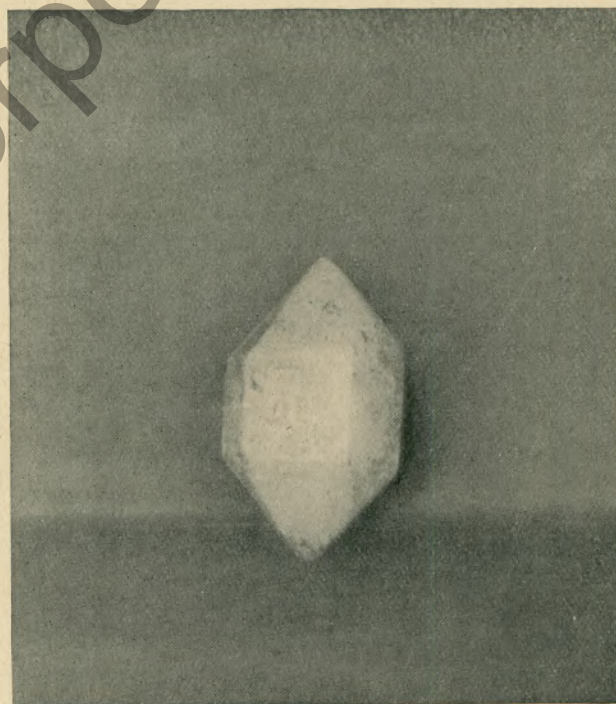


Abb. 6

Jeder Deutsche hat zu tun, als ob er allein sei und als ob lediglich von ihm allein das Schicksal des Vaterlandes abhängt.

Fichte.

*

Gipfel und Abgrund

Zeitroman von Gregor Samarow

Der Schmutz der Gräfin von Orlamünde

Die ganze Münchener Gesellschaft war Anfangs des Monats Februar 1864 in lebhafter Spannung und Aufregung. An dem sonst ziemlich stillen, fast bürgerlich einfachen Hofe Maximilians II. sollte ein glänzendes und eigenartiges Fest stattfinden, zu welchem auch über die Kreise der eigentlichen Hofgesellschaft hinaus Einladungen ergangen waren und für das man allgemein eifrige Vorbereitungen traf.

In dem königlichen Residenztheater sollte am 10. Februar ein großer kostümierter Kammerball gegeben werden, welcher den Hof des Kurfürsten Max Joseph im Jahre 1764, also gerade die Zeit vor hundert Jahren, in lebendiger Darstellung vor Augen zu führen bestimmt war.

Alle Eingeladenen hatten in der Tracht jener Zeit zu erscheinen, und der damalige Hof selbst sollte durch einen Zug von fünfzig Herren und Damen dargestellt werden. In diesem Zuge hatte der Prinz Luitpold die Rolle des Kurfürsten Max Joseph und die Königin diejenige der Gemahlin desselben, der Kurfürstin Marie Anna Sophia von Sachsen, der Tochter des Königs August III. von Polen, übernommen.

Alle Hofämter dieses Zuges sollten für diesen Abend von Mitgliedern derjenigen Familien übernommen werden, deren Vorfahren dieselben Stellen unter dem Kurfürsten Max Joseph im Jahre 1764 bekleidet hatten.

Die Kostüme für den Hofzug waren, sowohl was die Uniformen als die Gala-leider betraf, mit der pünktlichsten historischen Treue zusammengestellt, und das Schauspiel, das der Hof bieten würde, versprach ebenso glänzend als interessant zu werden.

Der König Maximilian, den die gewöhnlichen Hofgesellschaften langweilten, fand in dieser geschichtlichen Darstellung aus der Vorzeit seines Hauses den Gegenstand eines anregenden Studiums und beschäftigte sich, ganz seiner Gewohnheit entgegen, auf das eingehendste mit den Vorbereitungen für das Fest; er forschte selbst in den Chroniken des Hofmarschallamts nach, um sowohl die Hofämter für den kostümierten Ball nach der historischen Familientradition zu verteilen, als auch die Kostüme sowie alle andern Arrangements mit der äußersten Treue durchzuführen. Ganz München war in wachsender Spannung — überall sprach man von dem bevorstehenden Fest. Man bereidete alle, die dazu eingeladen waren oder Zutritt erhalten konnten, um wenigstens als Zuschauer dem merkwürdigen Feste beizuwohnen, und bei den Damen- und Herrenschneidern fand ein außerordentlicher Zulauf statt; alles drängte sich, die von denselben angefertigten Kostüme für die Eingeladenen bewundern zu können.

Es war ein rauher Abend in den ersten Tagen des Februar, ein heulender Sturmwind segte den stöbernden Schnee durch die einsamen Straßen; kein Stern war am Himmel sichtbar, und nur hin und wieder fuhr eine verschlossene Kutsche oder ein Fiaker mit schnaubenden und dampfenden Pferden durch das böse Wetter, das jeden, den nicht ganz notwendige Geschäfte zum Ausgehen zwangen, in seinem Hause zurückhielt.

Freundliches Lampenlicht erhellte das einfache Arbeitszimmer des Königs Maximilian, in welchem nur einige ausgezeichnete Gemälde und kostbare Kunstwerke von Marmor und Bronze von königlicher Pracht zeugten.

Der König Maximilian saß in dem schwarzen Zivilrock, den er mit Vorliebe trug, im Lehnstuhl vor seinem großen Schreibtisch, der heut mit aufgeschlagenen Mappen und Chroniken bedeckt war, und verfolgte eifrig die Zeichnungen und angestrichenen Stellen, auf welche ihn der Obersthofmeister Graf von Butler-Clonbough, sein Generaladjutant, aufmerksam machte.

Der König Max war damals dreiundfünfzig Jahre alt; in der Haltung seiner schlanken Gestalt lag noch eine gewisse jugendliche Elastizität, während sein welkes, wachsfarbenes Gesicht, seine spärlichen Haare, der Zug des Leidens um seinen feinen Mund und seine mageren, unsicher zitternden Hände ihn, wenn nicht gerade ein lebhaftes Interesse seine Miene und seinen Blick belebte, fast greisenhaft erscheinen ließen.

Graf Butler, ein Mann von vornehm militärischem Aussehen mit ergrauendem Haar, in der kleinen Generalsuniform, hatte soeben seinen Vortrag beendet und reichte dem König einen Bogen Papier mit den Worten:

„Hier finden Eure Majestät die Verteilung der Hofämter für den historischen Zug. Graf Preysing wird als Hofmarschall fungieren, da sein Vorfahr in direkter Linie im Jahre 1764 diese Stelle bekleidete, und auch alle übrigen Hofämter bis zu den Pagen herab sind ganz in der von Eurer Majestät befohlenen Weise verteilt worden.“

„Ganz recht, ganz recht!“ sagte der König, indem er zufrieden mit dem Kopf nickte; „ich danke Ihnen herzlich für die Mühe, die Sie sich mit den Nachforschungen gegeben haben, mein lieber Graf Butler, und freue mich immer mehr über die Idee dieses Festes, bei deren Ausführung Sie mich so eifrig unterstützt haben. Das wird doch einmal etwas ganz anderes sein als diese gewöhnlichen Hofgesellschaften, bei denen die ganze Welt, die sich untereinander bis zum Überdruß kennt, mit ihren gewöhnlichen Alltagsgefühlen aneinander vorübergeht und kaum das Gähnen unterdrücken kann! Wenn die anderen aber schon sich so langweilen, von denen doch die meisten kaum für etwas anderes Sinn haben, als auf den Parketts einherzuschleifen und die hergebrachten inhaltlosen Redensarten zu wechseln, so ist das für mich geradezu tödlich und kaum zu ertragen. Hier werden wir aber ein Stück Vergangenheit vor uns sehen, das uns in andere Anschauungstreife zurückversetzt und auch die langweiligsten Gesellschaftsmenschen zum Nachdenken zwingen wird, um sich so gut, als sie es vermögen, in den Geist ihrer Rolle hinein zu versetzen. Dem Hofmarschall wird eine Hauptrolle zufallen. Ich hoffe, daß Graf Preysing sich Mühe geben wird, dieselbe ganz im Sinn und Geist jener Zeit auszufüllen.“

„Ich habe“, erwiderte Graf Butler, „eingehend mit Preysing konferiert, er interessiert sich lebhaft für die Sache und ist, wie ich überzeugt bin, der schwierigen Rolle, die er zu übernehmen hat, vollständig gewachsen.“

„Das freut mich, das freut mich“, sagte der König; „ich will den Grafen auch noch sprechen, denn mir liegt daran, daß kein Fehler gemacht werde, damit wir der Welt einmal zeigen, daß wir, wenn wir wollen, auch glänzende und sinnvolle Hoffeste geben können, wie es einst der König Friedrich Wilhelm IV. tat, als er den Hof von Ferrara im Berliner Schloß erscheinen ließ.“

„Und Eure Majestät wollen sich nicht entschließen, an dem Hoffest im Kostüm teilzunehmen?“

„Nein, mein lieber Graf“, sagte der König ernst, indem sein meist matt erloschenes Auge stolz aufblitzte, „nein! Es ist doch immer eine Art von Komödie, so interessant sie auch sein mag, und der König soll niemals Komödie spielen, weder in der Politik noch in seinem Privatleben; seine Untertanen sollen ihn nur in seiner eigenen Gestalt kennen und niemals in einer Verkleidung sehen. Für meine Frau ist das etwas anderes, sie hat mit der Politik und der Regierung des Landes nichts zu tun und kann sich eine solche Zerstreung wohl erlauben.“

Der Kammerdiener öffnete die Tür mit den Worten: „Ihre Majestät die Königin!“

Unmittelbar darauf trat die Königin Marie in das Zimmer. Sie war damals neununddreißig Jahre alt, erschien aber in ihrer edlen, schlanken Gestalt, ihrem frischen, noch jugendlich schönen Gesicht mit den lebhaften, zugleich sanften und feurigen Augen jünger, als sie war.

Die Königin trug ein glänzendes Kostüm, genau nach der Mode vor hundert Jahren mit Reifrock und Schleppe, Puder in den hoch aufgerissenen Haaren. Prachtvolle Juwelen funkelten an ihrem Hals und ihren Armen, in ihrem Kopfschmuck und an ihrem Fächer.

Der König erhob sich beim Eintritt seiner Gemahlin. Graf Butler verneigte sich tief.

„Ich komme“, sagte die Königin lächelnd, indem sie den Obersthofmeister freundlich mit der Hand grüßte, „um mich dir in dem vollen Kostüm zu zeigen, das ich für das Hoffest gewählt habe, und deine lezte Genehmigung dafür einzuholen. Jetzt ist es ja noch Zeit, etwas zu ändern, wenn in dem Schnitt ein Fehler gemacht sein sollte. Ich bin zufrieden mit dem Werk meines Schneiders, aber freilich habe ich mehr darauf gesehen, ob mich das Kostüm kleidet, als ob es historisch genau ist. Ich unterwerfe mich also“, fügte sie heiter hinzu, „dem kritischen Urteil des gelehrten und gestrengen Obersthofmeisters.“

„Eure Majestät hätten unmöglich eine vorzüglichere Wahl treffen können“, sagte Graf Butler, „sowohl was den Geschmack als die historische Treue betrifft! Hätte die Kurfürstin Maria Anna diesen Anzug getragen, so würde selbst ihr Vater, der glänzende König August III., nichts daran haben aussetzen können.“

Der König hatte sorgfältig das Kostüm seiner Gemahlin gemustert und mit einigen Zeichnungen auf seinem Tisch verglichen.

„Der Anzug ist richtig“, bestätigte er, „vollkommen historisch treu, und was den Geschmack betrifft, so ist meine liebe Frau darin Königin für heute wie für alle Zeiten.“ Er setzte das mehr herzlich als galant hinzu, indem er die Hand der Königin an seine Lippen führte. „Und doch“, meinte er dann, „will mir eins nicht ganz gefallen; es fehlen die Spitzen, wie sie hier dieses Kostüm zeigt“ — er legte der Königin ein koloriertes Bild vor — „und dann will mir auch der Schmutz nicht



Spaziergang am Ostermorgen

Nach einem Ölgemälde von Theodor Schüz, Düsseldorf

Das Original befindet sich im Besitz von Frau Klara Wolf, Barmen

gefallen; er scheint mir zu modern; ein Kunstkritiker würde das rügen, ein Maler würde einen solchen Schmuck nicht zu diesem Kostüm malen.“

„Nun,“ sagte die Königin lächelnd, „ich muß ganz aufrichtig gestehen, daß ich eine Spitzengarnitur, wie sie das Bild dort zeigt, wirklich nicht besitze; man würde sie heute vielleicht kaum aufstreifen können, und jedenfalls würden wir für einen solchen Zweck kaum eine solche Ausgabe machen dürfen — unter meinem Schmuck aber finden sich Edelsteine, welche, wie man mir gesagt, die Kurfürstin Maria Anna selbst getragen.“

„Aber dann waren sie wohl anders gefaßt oder anders zusammengefaßt,“ erwiderte der König, „genug, das Ganze ist mir zu modern, und da ich von aller Welt historische Treue verlange, so möchte ich doch, daß meine Frau mit einem guten Beispiel vorangehe.“

Er blickte einen Augenblick sinnend zu Boden.

„Es muß da in dem Kronschatz eine Spitzengarnitur und ein Schmuck sein — ich erinnere mich, das gesehen zu haben — es stammt von der Gräfin Orlamünde, und soviel ich mich erinnere, würde das ganz genau zu diesem Anzug passen.“

„Von der Gräfin von Orlamünde?“ rief die Königin erschrocken; „mein Gott, ist das nicht — die weiße Frau?“

„Oder auch die schwarze,“ sagte der König lachend; „ich habe das Märchen gehört, aber wieder vergessen. Ich will doch gleich einmal fragen, wie es mit jenem Schmuck steht, an den ich mich zu erinnern glaube.“

Er bewegte die Glode.

„Ich lasse den Hofrat von Pfistermeister bitten!“ befahl er dem Kammerdiener; „Pfistermeister, der alles weiß, wird auch das ganz genau wissen und meinem Gedächtnis zu Hilfe kommen.“

Die Königin hatte sich mit der Hand auf die Lehne des Sessels, auf dem der König saß, gestützt und blickte finster zu Boden.

Nach einigen Augenblicken trat der Hofrat von Pfistermeister, des Königs vertrauter Sekretär, ein. Er war ein Mann von ungefähr dem Alter des Königs, mit geistvollem Gesicht, das die Spuren angestrengter Arbeit trug.

Während er die Königin ehrfurchtsvoll begrüßte, rief ihm der König entgegen: „Haben wir nicht einen alten, außerordentlich schönen Schmuck und eine wunderbare Spitzengarnitur von der Gräfin von Orlamünde, mein lieber Pfistermeister?“

„Zu Befehl, Majestät,“ erwiderte der Hofrat mit seiner scharfen, klaren Stimme; „diese Dinge existieren; es sind Edelsteine von hohem Wert in außerordentlich kunstvoller, altertümlicher Fassung, und Spitzen von wunderbarer Schönheit.“

„Und warum,“ rief der König, „vermodert das nun und ungelesen? — Du siehst,“ sagte er zu seiner Frau, „ich hatte recht, und du wirst dich überzeugen, wie gut das zu deinem Kostüm passen wird.“

„Jene Steine und Spitzen sind niemals benützt worden,“ sagte Herr von Pfistermeister, „weil sie eben der Gräfin von Orlamünde gehört haben — und weil man Scheu davor hatte, sie wieder ans Licht zu bringen,“ fügte er spöttisch hinzu.

„Die Gräfin von Orlamünde?“ fragte die Königin nochmals mit zitternder Stimme, „ist das nicht jene weiße Frau, welche in Berlin jedesmal erscheint, wenn —“

Die Stimme versagte ihr.

Sie blickte ängstlich auf den Hofrat.

„Wenn ein Todesfall in dem hohen preussischen Königshause eintritt,“ erwiderte dieser lächelnd.

„Erzählen Sie der Königin das Märchen,“ sagte der König, „ich erinnere mich dessen in der Tat nicht mehr so genau.“

„Die Gräfin von Orlamünde, Majestät,“ sprach der Hofrat, „war nach der Sage eine geborene Herzogin von Meran und lebte im Jahre 1293 als Witwe des Grafen von Orlamünde auf der Pfaffenburg bei Kulmbach. Sie liebte den Burggrafen Albrecht den Schönen von Nürnberg. Als sie ihn drängte, ihr seine Hand zu reichen, sagte er, daß dazu vier Augen zuviel auf der Welt wären. Er meinte damit die vier Augen seiner Eltern, welche in die Verbindung nicht willigen wollten; sie aber glaubte, daß er ihre zwei Kinder aus erster Ehe im Sinne habe. Sie ermordete die beiden Knaben, ward dann, von dem Burggrafen Albrecht verlassen, in das Gefängnis zu Hof gesetzt und starb dort. Seitdem nun soll sie, wie das Märchen erzählt, als Gespenst die Nachkommen des Burggrafen verfolgen, in Berlin und Bayreuth erscheinen und auch hier im bayrischen Hause Todes- und Unglücksfälle anzeigen; nur,“ fügte er lachend hinzu, „hat sie hier die Toilette gewechselt und erscheint als schwarze Dame. In dem schwarzen Saale der Residenz hängt auch ihr Bild — wenigstens sagt man, daß es dasselbe sei, denn historisch ist von der ganzen Geschichte kaum etwas erwiesen. Es steht fest, daß die Gemahlin des Grafen Otto von Orlamünde zwar dem Geschlecht der Grafen von Meran angehörte, aber sie hieß Beatrix und nicht Agnes und war die Schwester der Großmutter Albrechts des Schönen, kann also kaum seine Geliebte gewesen sein.“

„Du siehst,“ sagte der König lächelnd, „daß du dich nicht zu scheuen brauchst, jene alten Toilettestücke anzulegen, die einer ziemlich fabelhaften Persönlichkeit gehört haben sollen. — Finden Sie nicht auch, mein lieber Pfistermeister, daß jene Spitzengarnitur und jene Juwelen ganz vorzüglich zu dem Kostüm meiner Frau passen würden?“

Der Hofrat bemerkte den angstvollen Ausdruck in dem Gesicht der Königin, welche fast flehend ihn anblickte.

„Ich verstehe mich in der Tat sehr wenig auf Damentouilletten,“ sagte er zögernd, „und kann daher kaum ein kompetentes Urteil abgeben.“

„Doch,“ sagte der König, „doch, jene Dinge werden eine ausgezeichnete Verbesserung deines Kostüms sein; ich werde sogleich Befehl geben, daß man sie hervorruft und dir morgen sendet.“

„Nein, nein!“ rief die Königin, indem sie abwehrend die Hände ausstreckte. „Um Gottes willen, verlange nicht von mir, die finsternen Mächte herauszufordern! Soll ich jenen bösen Geist der Hohenzollern auch hierher beschwören, seinen Fluch herabrufen auf dich und meine Kinder? Vor den dunklen Gewalten der verborgenen Tiefen soll man vorübergehen, aber nicht ihren Weg kreuzen und sie herausfordern.“

„Vielleicht wäre es in der Tat eine Vermeßtheit,“ sagte Graf Butler bewegt, „ein solches Spiel mit einem schauerlichen Geheimnis zu treiben, wenn dasselbe auch nur der Sage angehört,“ fügte er hinzu, indem er sich wie entschuldigend zum König wendete.

„Es könnte vielleicht doch,“ fuhr der Hofrat fort, „einen peinlichen Eindruck auf manche Kreise machen, die sich unter dem Bann der Märchen und Sagen befinden, welche über die schwachen Seelen mächtig sind.“

„Ja, ja!“ rief die Königin, indem sie zu ihrem Gemahl herantrat, „ich bitte Dich, laß ab von diesem Gedanken! Laß nicht in die freundliche Gegenwart, die uns unser Fest verschönern soll, den Todeshauch aus den Grüften der Vergangenheit heraufsteigen!“

Ernst schüttelte der König den Kopf.

„Nein,“ sagte er. „Du weißt, welche Freude es mir macht, wenn ich dir einen Wunsch erfüllen kann, und wenn es sich hier um eine Laune des Toiletteschmuckes handelte, so würde es mir, bei Gott, unendlich gleichgültig sein, ob du jene alten Spitzen tragen möchtest oder nicht; aber da die Frage hier so gestellt ist, daß es sich um die Furcht vor einem lächerlichen Spukmärchen, um das Zurückweichen vor einer Schattengestalt der Torheit handelt, so darf ich nicht nachgeben. Wir stehen auf der Höhe und müssen aller Welt ein Beispiel sein in der Verachtung kindischen Aberglaubens. Der Spuk hat nur Gewalt über die, welche ihn fürchten; und wenn die Könige, die doch in ernstlichen Kämpfen stehen mit den Mächten der Wirklichkeit, vor einer Schattengestalt erbeben wollen, was soll dann das Volk tun, wenn es keine Führer mehr findet auf dem Wege zum Licht, auf dem es sich durchzuringen hat durch die Mächte der Finsternis. Diese Toilettenangelegenheit ist nun zu einer Prinzipienfrage geworden. Ich fürchte jene drohende Schattengestalt nicht, von der du ja eben gehört hast, daß sie in Wirklichkeit gar nicht existiert hat, und nun muß ich dich ernstlich bitten, jenen Schmuck anzulegen. Eine Königin von Bayern darf nicht vor der Gestalt einer Verbrecherin aus kindischen Ammenmärchen zittern!“ Der König hatte mit festem Nachdruck gesprochen, seine Augen blickten scharf und fast drohend; ein harter Zug zeigte sich um seinen Mund.

Die Königin wußte, daß es keinen Widerstand gab, wenn er so seinen Willen aussprach. Sie senkte seufzend das Haupt, man sah eine Träne in ihren Wimpern glänzen. Ängstlich zuckte sie zusammen, als ein heftiger Windstoß gegen die Fenster fuhr, daß die Scheiben leise klirrten.

„Ich werde dir dankbar sein, wenn du meine Bitte erfüllst,“ sagte der König, indem er ihr die Hand küßte.

Sie verneigte sich stumm und ernst und wendete sich zu gehen. Lächelnd und strahlend in glücklicher Heiterkeit war sie gekommen, bleich und traurig kehrte sie in ihre Gemächer zurück.

Graf Butler hatte ihr die Tür geöffnet und sagte, als er wieder zum König herantrat: „Majestät halten zu Gnaden, aber vielleicht wäre es doch besser, den alten Schmuck der Gräfin von Orlamünde ruhen zu lassen. Ihre Majestät ist so unangenehm davon berührt, es möchte ihr die Freude verderben —“

„Die Frauen sind schwach,“ fiel der König ein, „aber eine Königin muß mehr sein als eine gewöhnliche Frau, und der Wahn wird seine Macht über sie verlieren, wenn sie sich überzeugt, daß die Gespenster keine Gewalt haben über freies Denken und Wollen! — Ich danke Ihnen, mein lieber Pfistermeister, sorgen Sie dafür, daß die Steine und Spitzen morgen früh zu Ihrer Majestät gebracht werden.“

Während der Hofrat sich mit tiefer Verbeugung zurückzog, setzte der König sich wieder an seinen Schreibtisch und fuhr mit der Durchsicht der alten Chroniken fort, welche der Obersthofmeister ihm gebracht hatte.

* * *

Der Abend des zehnten Februar, welcher von der ganzen Gesellschaft mit so großer Spannung erwartet wurde, war herangekommen, die Räume des Residenztheaters waren glänzend geschmückt, Wagen auf Wagen fuhr heran, und in dichten Gruppen bewegten sich die Gäste durch die prachtvollen Räume.

Es war bekannt geworden, daß die Königin in dem Schmuck der Gräfin von Orlamünde erscheinen würde. Der König selbst hatte kein Geheimnis daraus gemacht und mehrfach über den Aberglauben gespottet, der sich an die Gestalt der sogenannten schwarzen Dame knüpfte, welche in Berlin und Bayreuth als weiße Frau erschien.

Die unmittelbare Umgebung des Hofes lachte über diesen Aberglauben und stellte es als einen Sieg der Vernunft und Aufklärung dar, daß die Majestäten so entschieden einem Märchen entgegentraten, das aus den Zeiten finsterner Geistesarmut stammte und im neunzehnten Jahrhundert keinen Platz mehr finden dürfe. Dabei freilich fühlte auch mancher von denen, die so sprachen, unwillkürlich einen leisen Schauer, und ein großer Teil der Gesellschaft sprach leise flüsternd seine Mißbilligung über eine solche Herausforderung der dämonischen Gewalten aus.

Mit um so größerer Spannung erwartete man den königlichen Zug, welcher den Hof des Kurfürsten Max Joseph zur Darstellung bringen sollte.

Die zahlreichen Gäste, welche alle die Tracht einer seit hundert Jahren versunkenen Zeit trugen, waren ernster und schweigsamer, als man es bei dem Beginn eines der glänzenden und prachtvollsten Ballfeste, welche je am bayerischen Hofe stattfanden, hätte erwarten sollen.

Endlich erschallten die Schläge vom Stabe des Oberstkämmerers, die Flügeltüren des Eingangs nach dem Gang, der vom Residenzschloß nach dem Theater führte, flogen auf, und zunächst erschien der König Maximilian.

Er trug schwarze Hoftracht mit dem Bande des Hubertusordens über der Brust, einen Domino leicht über die Schulter geworfen.

An seiner Seite schritt rechts der Kronprinz Ludwig, eine hohe, schlank, damals leicht vornüber gebeugte Gestalt. Das ideal schöne Gesicht war bleich, die großen, tiefblauen Augen leuchteten in wunderbarem Feuer.

Zur Linken des Königs erschien der jüngere Prinz Otto, noch nicht völlig erwachsen, ebenso schlank, ebenso schön wie sein älterer Bruder, aber kindlicher und fröhlicher als jener.

Während der Kronprinz fast gleichgültig die Blicke seiner großen Augen über die sich tief verneigende Menge hinschweifen ließ und in weite Ferne hinauszuschauen schien, blühte in den Augen des Prinzen Otto die lebensfrohe Lust an all dem Lichterglanz; er blickte neugierig forschend überall umher und nickte hier und dort einem bekannten Freunde zu.

Auch die beiden Prinzen trugen wie der König den Domino über einem einfachen, schwarzen Hofkostüm.

Maximilian grüßte, einen Augenblick auf der Schwelle stehen bleibend, die Versammlung; sein Gesicht war ernst und zeigte jene peinliche, scheue Zurückhaltung, welche ihm stets großen Gesellschaften gegenüber eigentümlich war und ihn dazu bestimmte, glänzende Hoffeste soviel als möglich zu meiden. Dann schritt er unter Vorantritt des Obersthofmeisters und des Oberstkämmerers, Grafen Pucci, durch die ehrerbietig Platz machenden Gruppen nach dem Hauptsaal hin, wo eine Estrade für die allerhöchsten Herrschaften aufgeschlagen war. Die Generale und die Flügeladjutanten vom Dienst folgten ihm, in Uniformen vom Jahre 1764 gekleidet.

Der König und die beiden Prinzen nahmen allein auf der Estrade Platz, denn die übrigen Mitglieder des königlichen Hauses befanden sich in dem Festzug, und der alte König Ludwig I. erschien bei allen solchen Gelegenheiten erst spät und unbemerkt in der Gesellschaft, um mit seinem königlichen Sohne nicht im Ceremoniell zu kollidieren.

Wenige Augenblicke nur hatte der König auf seinem Sessel Platz genommen, während die beiden Prinzen an seiner Seite stehen blieben und die Adjutanten, der Obersthofmeister und Oberstkämmerer an der Seite der Estrade sich aufstellten.

Da ertönte eine Fanfare von der Eingangstür her, um das Nahen des Zuges des Kurfürsten Max Joseph anzuzeigen. Graf Karl von Tauffkirchen, welcher für den kostümierten Festzug als Oberstzeremonienmeister fungierte, weil einer seiner Vorfahren diese Charge unter dem Kurfürsten Max Joseph bekleidet hatte, erschien und machte, von einer Anzahl von Kammerherren unterstützt, den Raum vor der königlichen Estrade frei.

Der kostümierte Zug hatte sich inzwischen in den Vorzimmern der königlichen Residenz versammelt. Alles war vollkommen gelungen, die Kostüme waren so treu und ein jeder gab sich so viel Mühe, in Haltung und Bewegung seine Rolle durchzuführen, daß man sich in der That um hundert Jahre zurückversetzt glauben konnte.

Nachdem alles versammelt war, erschien die Königin, von ihrer stellvertretenden Obersthofmeisterin, der Gräfin von der Mühle, den Hofdamen Gräfin Fugger und Freiin von Redwitz begleitet.

Ihr Majestät vereinigte in ihrer Erscheinung königliche Würde mit liebender Anmut, und ein unwillkürlicher Ruf der Bewunderung empfing sie bei ihrem Eintritt. Die Pudercoiffüre ließ ihr Gesicht noch jünger und frischer erscheinen, die kunstvolle Spitzengarnitur, welche noch niemand aus der Gesellschaft jemals vorher gesehen, gab ihrem Kostüm einen außerordentlichen Reichtum. In ihrem Diadem, um ihren Hals und ihren Arm funkelten Steine von wunderbarem Feuer in eigenartiger Fassung, und die Damen, welche einen so scharfen Blick in allen Toilettesachen haben, fragten sich untereinander flüsternd nach diesen Gesckmeiden von so großer Schönheit und so außerordentlicher Pracht, die noch niemand jemals an Ihrer Majestät bemerkt.

Die Königin grüßte verbindlich. Ein freundliches Lächeln lag auf ihren Lippen, aber jedermann bemerkte, daß sie bleich war, daß ein schmerzlicher Zug um ihren Mund zuckte und daß es wie ein trüber Schleier auf ihren Augen lag.

Der Prinz Luitpold, in dem reichen Kostüm des Kurfürsten Max Joseph, näherte sich Ihrer Majestät. Mit tiefer Verbeugung reichte er ihr die Hand und trat mit ihr an die Spitze des Zuges, der sich sogleich hinter den hohen Herrschaften ordnete.

Langsam schritt man durch die Gemächer nach der Galerie hin, die zu den Räumen des Residenztheaters führte.

Die Säle waren erleuchtet, aber nicht in dem vollen Glanze wie sonst bei großen Hoffesten, da sie heute nur zum Durchgang dienten, so daß eine Art von Dämmerung in denselben herrschte.

Der Zug bewegte sich vorwärts. Die Prinzen und Karaliere unterhielten sich leise mit ihren Damen. Prinz Luitpold sprach mit der Königin, aber diese, sonst so lebhaft und heiter, schien kaum auf seine Worte zu hören und gab nur zerstreute Antworten.

Man kam durch den sogenannten schwarzen Saal, welcher noch weniger hell erleuchtet war als die übrigen Gemächer. Die Reflexe der Kerzen zitterten über die Bilder an der Wand hin. Wie unwillkürlich blickte die Königin aufwärts, und plötzlich sah sie, von dem Licht einer Girandole beleuchtet und fast grell aus der Dämmerung, die im Saale herrschte, hervortretend, das Bild einer Frau, deren große, glänzende Augen sie mit starrem Ausdruck zu verfolgen schienen.

Das Gesicht der Frau auf dem Bilde trat bleich aus dem dunklen Hintergrunde heraus und schien im flackernden Kerzenlicht gespenstisch belebt. Man konnte die altentümliche Tracht kaum erkennen, aber ein weißes Spitzengewebe trat scharf hervor und prachtvolle Steine schienen in der eigentümlichen Beleuchtung von dem Bilde hernieder-

Östern!

Du geliebte dunkle Heimerde,
Wieder sprach der Frühling dir sein „Werde“,
Wieder wirkt du weiß von Blüten stehn,
Wird der Sommerwind dein Korn durchwehn.
Heimerde, gib uns deine Kraft,
Die aus Totem Leben schafft,
Daß auf dir in Wahrheit Frühling werde,
Du geliebte dunkle Heimerde.

Clara Priek.

*

zufunkeln — es waren dieselben Spitzen und dieselben Steine, welche die Königin trug. Ihre Hand zuckte in der des Prinzen Luitpold — ein leiser Schreckensruf klang von ihren Lippen. Sie stand still und schien, die Augen starr auf das Bild geheftet, schwankend zusammenbrechen zu wollen.

Einen Augenblick stockte der Zug.

Schnell legte der Prinz Luitpold den Arm der Königin in den seinen und fragte erschrocken, was Ihre Majestät bewege.

„Dort, dort!“ flüsterte die Königin, immer zu dem Bilde aufstarrend; „o dieser Blick, er scheint sich drohend mir bis ins Herz zu bohren!“

„Fassung, Majestät, Fassung!“ sagte der Prinz, und schnell führte er die Königin weiter, indem er vor sich hinsprach: „Man hätte wohl besser getan, die dunklen Geheimnisse der Vergangenheit nicht heraufzubeschwören.“

Der ganze Zug folgte. Jeder blickte zu dem Bilde auf, das die Königin so erschreckte, und leise hörte man flüstern: „Die schwarze Dame — das sind die Steine — das sind die Spitzen der Königin —“

Einzelne junge Herren versuchten zu scherzen, aber die vorher so heitere Unterhaltung wollte nicht wieder in Fluß kommen; ernst und feierlich schritten alle weiter, und dieser schweigsam durch die hallenden Säle sich bewegende Zug in den Trachten einer längst versunkenen Zeit hätte wohl auf jeden, der ihm unvorbereitet begegnet wäre, in der Tat einen unheimlich gespenstlichen Eindruck machen müssen.

Man kam durch die Galerie. Die Türen zu den Festsälen öffneten sich. Die Fansaren schmetterten. Die Kavaliere und Damen atmeten beim Eintritt in die vom Licht durchfluteten Säle wieder auf, nur die Königin blieb ernst und bleich und schien kaum die ehrerbietig und neugierig zugleich entgegendrängende Gesellschaft zu bemerken.

Graf Tauffkirchen, der, wie wir bereits angedeutet, in der reichen Hoftracht von 1764 dem Zuge voranschritt, stieß mit dem großen Marschallstab an der Schwelle des Hauptfestsaales dreimal auf den Boden.

Der König erhob sich von seinem Sessel, und unter den Klängen einer altertümlichen Musik bewegte sich der Zug durch den Saal, um zunächst Seine Majestät zu begrüßen.

Die Königin hatte die Augen niedergeschlagen und schien wie träumend kaum etwas von allem zu bemerken, was um sie her vorging.

Vor dem Könige stand Prinz Luitpold still und grüßte seinen königlichen Bruder, indem er in der zeremoniellen Weise des vorigen Jahrhunderts seinen Hut einen Augenblick über seinen Kopf erhob.

Die Königin verneigte sich. Ihr Blick fiel auf ihren Gemahl und auf ihre beiden Söhne an dessen Seite. Prinz Otto winkte ihr mit kindlicher Herzlichkeit seinen Gruß zu. Der Kronprinz verneigte sich tief und blickte voll inniger Zärtlichkeit zu seiner Mutter hin. Da zuckte die Königin wieder zusammen; sie schwankte so stark, daß Prinz Luitpold abermals ihren Arm stützen mußte, und leise flüsterte sie, während ihre entsehten Blicke über ihren Gemahl und ihre Söhne hinliefen:

„Vier Augen zu viel, o mein Gott, vier Augen zu viel! Das war es, was jene Unglücksfuge in Tod und Verdamnis führte!“

Der König war die Stufen herabgestiegen und küßte seiner Gemahlin die Hand. Wieder schmetterten die Fansaren. Prinz Luitpold schritt weiter, fast mechanisch folgte die Königin, während sie, die Hand auf ihr Herz drückend, noch einmal zu ihren Söhnen zurückblickte.

Auf der anderen Seite des Saales, dem Könige gegenüber, war eine zweite Estrade unter einem Thronhimmel aufgeschlagen. Auf zwei Thronesseln nahmen hier der Prinz Luitpold und die Königin Platz, um in ihren Rollen als Kurfürst Max Joseph und Kurfürstin Anna Sophia der Quadrille zuzusehen, zu welcher sich die Paare des Festzuges in der Mitte des Saales ordneten, während Graf Preysing und die übrigen Hofchargen des kurfürstlichen Hofes sich neben den Stufen aufstellten.

Die Musik und die Figuren des Tanzes waren mit historischer Treue der hundertjährigen Vergangenheit entnommen. Mit musterhafter Präzision wurde die Quadrille ausgeführt, und ganz entzückt drängte die ganze geladene Gesellschaft heran, um dem so prächtigen und interessanten Schauspiel zu folgen.

Während des Tanzes schwand allmählich die peinliche Bekommenheit, welche über die Mitglieder des Zuges im schwarzen Saale der Residenz gekommen war. In immer weiterer Feststimmung unterhielt man sich in dem schwülstig galanten Stil der Popszeit, immer fröhlicher wurde die ganze Gesellschaft. Prinz Otto klatschte zuweilen freudig in die Hände. König Maximilians ernstes Gesicht erheiterte sich, und der alte König Ludwig, der, in einem schwarzen Domino gekleidet, ganz unbemerkt durch eine Seitentür hereingekommen war und neben seinem Sohn auf der Estrade Platz genommen hatte, lächelte und nickte beifällig den Tanzenden zu.

Der Kronprinz Ludwig stand ernst neben dem Stuhl seines Vaters; die glänzende und merkwürdige Quadrille schien für ihn keinen Reiz zu haben. Seine großen, tiefblauen Augen blickten über die Tänzer und Tänzerinnen sinnend und fragend nach der kurfürstlichen Estrade hinüber, auf welcher seine Mutter bleich, mit halb geschlossenen Augen

in ihren Thronesseln zurückgelehnt dasah und auch ihrerseits nur wenig Anteil an dem im Saal entfalteten Festesglanz zu nehmen schien.

Zuweilen schlug die Königin die Augen auf und sah zu ihrem Gemahl und ihren Söhnen hinüber. Ihre Blicke begegneten sich dann wohl mit denen des Kronprinzen, und sie faltete die Hände in ihrem Schoß und bewegte leise die Lippen, als ob sie unwillkürlich betende Worte aus ihrer bekommenen Brust emporsteigen ließe.

Die Quadrille ging zu Ende. Die Figuren des Tanzes verliefen in einer langen Linie, welche vor dem kurfürstlichen Thron sich grüßend ausbreitete. Dann zogen die einzelnen Paare nochmals an dem Könige vorbei, der darauf von der Tribüne herabstieg und sich unter die Gesellschaft mischte.

Auch die Königin und der Prinz Luitpold hatten ihre Plätze verlassen.

Der König trat zu seiner Gemahlin und sagte lächelnd:

„Ich muß dir mein Kompliment machen; meine Gemahlin ist jedenfalls die schönste Frau im Saal und würde den Preis erringen, auch wenn sie nicht Königin wäre. Die Spitzen und Edelsteine kleiden dich vortrefflich und haben dein Kostüm in außerordentlicher Weise verbessert. Du siehst nun wohl, wie töricht deine Furcht war, denn kein Gespenst hat sich in die Reihen gemischt und keine Schwefelkammen sind aus dem Abgrund heraufgestiegen.“

Ein mattes, trauriges Lächeln glitt über die Lippen der Königin; sie fand keine Zeit zu einer Antwort, denn schon hatte sich der König abgewendet, um den Damen und Herren in der Quadrille verbindliche und anerkennende Worte zu sagen.

Als die Prinzen herantraten, ihre Mutter zu begrüßen, hielt die Königin lange die Hand des Kronprinzen Ludwig in der ihren und flüsterte leise vor sich hin: „Gott schütze und erhalte ihn und wende von seinem Haupte die Rachegeister!“

Der Kronprinz sah sie sorgenvoll forschend an.

„Was hast du, Mama?“ fragte er; „du bist nicht heiter — hast du irgendeinen Verdruss gehabt?“

„Nein, nein, mein Sohn, nein,“ antwortete die Königin lebhaft, „ich freue mich von Herzen des schönen Festes und wünsche, daß du ebenso heiter an der allgemeinen Freude teilnehmen möchtest wie dein Bruder Otto.“

Der Kronprinz zuckte die Achseln.

„Ich habe keinen Geschmack für die Popszeit, Mama,“ erwiderte er, „die so pedantisch und steif aus der Vergangenheit hier vor uns heraufsteigt. Jene Zeit selbst war eine Karikatur, was soll ihre Nachbildung uns bringen? Wäre es noch die frühere Zeit des großen Königs Ludwig von Frankreich mit ihrer stolzen Pracht und ihrer geistvollen Anmut, oder, noch besser, wäre es die alte Ritterzeit mit ihrer Heldentkraft und ihrem süßen Minnezauber, dann könnte ich mich wohl glücklich in die Vergangenheit zurückträumen; aber so ist es eben ein Hoffest wie ein anderes, und ich fühle mich einsam unter all den Menschen, die sich Mühe geben, die Karikaturen einer lächerlichen und hohlen Zeit ohne Geist und Gefühl zu spielen.“

„Sei heiter, mein Sohn,“ flüsterte die Königin, indem sie dem Kronprinzen noch einmal die Hand drückte; „du weißt, dein Vater liebt es nicht, daß du dich kalt zurückhältst.“

Einige von den ersten Damen des Hofes waren in die Nähe getreten. Die Königin wendete sich ihnen zu, und der Kronprinz sprach mit den am Festzug Beteiligten. Aber die artigen Worte der Anerkennung, die er ihnen sagte, klangen nur kalt und gleichgültig von seinen Lippen.

Das Fest nahm seinen Fortgang. Die Gesellschaft begab sich in das kleine, reizende Rokothheater der Residenz, welches in früheren Zeiten nur bei geschlossenen Hoffesten benützt wurde und jetzt dem Publikum für kleinere feinere Lustspiele geöffnet war.

Heute zeigte es sich wieder von der Hofgesellschaft in den alten Kostümen erfüllt und bot ein glänzendes und interessantes Bild der Vergangenheit dar.

Man spielte ein Stück: „Der Hauptmann von der Scharwache“, welches der Zeit des Kurfürsten Max Joseph entstammte, damals ungemein beliebt gewesen war und die immer mehr animierte Gesellschaft durch seine pedantische Steifheit mehr als durch den dramatischen Wert seines Inhalts erheiterte.

Ein Ball folgte nach einem reichen und ungemein heiteren Souper. Das Fest dauerte bis zwei Uhr morgens. Der König Maximilian war fröhlicher, als man ihn seit lange gesehen; die gelungene Ausführung seiner Idee erfreute ihn, und die ganze Gesellschaft war einig darüber, daß dies das glänzendste Fest sei, das noch je am Hof in München stattgefunden.

Die allerhöchsten Herrschaften hatten sich zurückgezogen. Das Rollen der Equipagen, welche die Gäste nach Hause führten, hatte aufgehört. Die Lichter waren erloschen. In schweigender Ruhe lag die königliche Residenz da.

Die Königin hatte sich bald zurückgezogen und die Frauen ihres Dienstes entlassen. Da plötzlich klang mehrmals schnell hintereinander die Glocke im Schlafgemach Ihrer Majestät.

Hastig trat die Kammerfrau Bumüller im Nachtkleide in das Schlafzimmer.

Die Königin saß bleich, mit weit geöffneten Augen in ihrem Bett und starrte entsezt, die Hände vor sich ausgestreckt, in einen Winkel des Zimmers.

„Am Gottes willen, was ist geschehen?“ rief die Kammerfrau, indem sie auf das höchste erschrocken zu ihrer Herrin hineinle, „befinden sich Eure Majestät nicht wohl — soll ich die Diener wecken — den Leibarzt rufen?“

Langsam wendete sich die Königin um; sie schien aus einem Traum zu erwachen, ihre Blicke wurden ruhiger, als sie die Kammerfrau sah. Sie nahm ihre Hand, wie um sich zu überzeugen, daß sie wirklich da sei, und lehnte sich dann in die Kissen zurück.

„Es ist nichts, meine liebe Bumüller,“ sagte sie; „die Ermüdung des Balles hat mich angegriffen — ich bin solch große Feste nicht gewöhnt — eine Art von Alpdrücken muß mich überfallen haben. Es ist schon vorübergegangen — man soll niemand wecken — kein Aufsehen machen. Aber“, fügte sie zögernd hinzu, indem sie scheu nach der dunklen Ecke des Zimmers hinblickte, „meine Nerven sind ein wenig erregt — ich werde Ihnen dankbar sein, wenn Sie bei mir bleiben — Ihre Gegenwart beruhigt mich — ich werde besser schlafen. Sehen Sie sich dort vor mein Bett — Sie sollen morgen keinen Dienst haben und die Nachtruhe nachholen.“

Die Kammerfrau befolgte den Befehl, während die Königin immer noch ihre Hand hielt.

„Wäre es nicht dennoch besser, einen Arzt zu holen?“ fragte sie, schüchtern in das bleiche Gesicht ihrer Herrin blickend.

„Nein, nein,“ rief die Königin lebhaft, „es genügt, wenn ich Sie bei mir habe.“ Sie lehnte den Kopf in die Kissen zurück und schloß die Augen.

„Wo sind die Spitzen“, fragte sie nach einigen Augenblicken, „und die Edelsteine, welche ich heute abend trug?“

„Sie befinden sich noch in Eurer Majestät Garderobe, wo Allerhöchstdieselben sie abgelegt.“

„Man soll sie morgen in der frühesten Frühe dahin zurückbringen, wo sie bis jetzt aufbewahrt wurden; verstehen Sie wohl, liebe Bumüller — sorgen Sie ja dafür!“

„Zu Befehl, Majestät!“ sagte die Kammerfrau, und ganz leise fügte sie hinzu: „Ich habe es ja gleich gesagt, daß nichts Gutes dabei herauskommt, wenn man die Gespenster beschwört. Gott wende Unheil ab!“

Sie betraugte sich auf Stirn und Brust und blieb still und unbeweglich am Bette sitzen, während die Königin, immer ruhiger atmend, einschlief.

* * *

Vier Wochen waren vergangen.

Der König Maximilian war plötzlich von einer rätselhaften Krankheit befallen, die mit rapider Eile, allen Bemühungen der Ärzte zum Trotz, dem Tode zuführte.

Am 10. März, genau einen Monat nach dem Kostümfest im Residenztheater, war es zur traurigen Gewißheit geworden, daß das Leben des Königs nur noch nach Augenblicken zählte.

Der Monarch, welcher treu nach seinem besten Wissen und Gewissen für sein Volk und die Seinen gesorgt und gewirkt hatte, lag bleich, schon einer Leiche ähnlich, auf seinem Bette.

Die Königin saß weinend an seiner Seite — alle Mühe, die sie sich gab, ihre strömenden Tränen zurückzuhalten, war vergebens.

Der Leibarzt, Doktor von Siell, stand zu Häupten des Bettes, jeden Atemzug des Sterbenden bewachend.

Der Kronprinz kniete vor dem Bett seines Vaters, während der Prinz Otto sein Haupt, leise schluchzend, auf die Schultern seiner Mutter gelehnt hatte.

„Mein Sohn,“ sagte der König, indem er die zitternde Hand mühsam auf das Haupt des Kronprinzen legte, „du mußt jung und unerfahren, kaum der Kindheit entwachsen, das schwere Amt des Herrschers übernehmen — harte Kämpfe stehen dir bevor — die Welt ist unruhig an allen Enden und in unserem Deutschland gärt es mächtig. Wie es war, wie es nicht bleiben; wie es kommen wird, weiß Gott allein. Folge dem Rat der erfahrenen Männer, die an meiner Seite gestanden und sich bewährt haben. Vor allem anderen halte Frieden mit deinem Volk — in dem Frieden mit deinem Volke liegt die unbesiegbare Kraft, die deinen Thron schützen und erhalten wird, wie es auch brausen mag rings umher.“

Einen Augenblick hielt der König erschöpft inne, dann sprach er mit immer leiser werdender Stimme, indem sein Haupt sich seitwärts seinem Sohne zuneigte:

„Du hast mich gebeten, mein Sohn, jenen Komponisten Wagner hierher zu rufen, den seine Anhänger den Komponisten der Zukunft nennen — ich habe es verweigert. Ich gönne dir gern den Genuß der Kunst, die auch mein Leben verschönt hat; aber in jener Musik und in dem ganzen Treiben des Mannes finde ich nicht die edle Reinheit und die Beruhigung, welche ich in der Kunst suche. In jener Musik liegt Wahn, der in den Abgrund führt — in dem Wesen des Mannes Gott verführende Überhebung. Du wirst nun König werden, frei, zu tun, was dir gefällt; aber ich bitte dich, mein Sohn, ich bitte

dich, rufe jenen Wagner nicht zu dir — tue es nicht — tue es nicht — seine Musik würde für deine junge Seele zur dämonischen Macht werden, die dich fortreißen würde aus der Wirklichkeit, die du als König beherrschen sollst, in die phantastischen Fernen, in denen die Geister sich verirren.“

Noch einmal hatte sich die Stimme des Königs zu kräftigem Ton erhoben, dann sank sie herab und erstarb fast ganz bei den letzten Worten. Ein röchelnder Atemzug bewegte die Brust des Kranken.

Doktor von Siell winkte der Königin.

Diese führte ihre Söhne hinaus, nachdem der Kronprinz noch einmal die Hand seines sterbenden Vaters getüßt hatte.

Bald war alles vorüber.

* * *

Eine Stunde später kniete der neue König Ludwig neben seiner Mutter und seinem Bruder an der Leiche seines Vaters, in deren Hände man ein Kreuzifix gelegt und vor der der Dechant von St. Cajetan ein Gebet sprach.

Das ganze bayerische Land seufzte unter dem schweren Schlage — es hatte einen König, der treu und fest in sorgfamer Pflichterfüllung seinem hohen Beruf gelebt hatte, verloren.

Ein Jüngling noch war der neue Herrscher, ohne Erfahrung und Übung in seinem schweren Beruf, aber von edelstem Streben erfüllt, aufblickend zu den höchsten Idealen der Menschheit und in inniger Liebe anhängend der treuen Mutter, welche ihm eine bewährte Führerin sein sollte.

Alles Volk blickte liebevoll auf den neuen König, alle Herzen flogen ihm entgegen, als er hinter dem Sarge seines Vaters einherschritt, das edle, bleiche Gesicht schmerzvoll auf die Brust geneigt, zuweilen die unter Tränen leuchtenden Augen zum Himmel aufschlagend, als ob er den Segen Gottes herabflehen wolle für sich und sein Volk, das ihn in wehmütiger Teilnahme an seinem Schmerz und zugleich in froher Hoffnung umdrängte.

Die Theatinerkirche im schwarzen Trauerschmuck war erfüllt von der ganzen Hofgesellschaft und von allen, die noch Platz in dem mächtigen Bau hatten finden können. Draußen vor den Eingängen stand das Volk zu Tausenden. Die Hartshiere hielten das Portal frei. Die Orgelklänge und die Gesänge des Requiems klangen weit hinaus über den Platz.

Endlich war die Feier beendet, die sterbliche Hülle des Königs Maximilian hatte ihre letzte Ruhestätte in dem Gewölbe gefunden.

König Ludwig hatte ein letztes Gebet am Sarge seines Vaters gesprochen und schritt nun allein dem Ausgang der Kirche zu.

Auf der Schwelle stand er einen Augenblick still, die dicht gedrängte Menge entblöhte ehrerbietig die Häupter; kein lauter Jubelruf klang dem König entgegen, aber wohl hörte man überall den leise flüsternden Ausdruck liebevoller Bewunderung für den schönen Jüngling, der, leicht die Hand erhebend, das Volk grüßte.

Noch zögerte der König — es schien, als ob er scheu zurückbebe vor dem Schritt aus dem stillen Gottespaus in die Welt hinaus, die ihm eine so gewaltige Aufgabe, so viel Sorgen und Kämpfe entgegenstellte.

Während er noch so da stand, trat eine schlanke weibliche Gestalt in der Tracht der Miesbacher Bauernmädchen vor ihn hin. Niemand vermochte zu sagen, woher sie gekommen sei und wie sie hatte durch das Spalier der Hartshiere dringen mögen. Ihr Nieder war mit reichen silbernen Ketten und Münzen geschmückt, Spitzen umgaben ihren Hals, darunter schienen blühende Edelsteine hervorzuflunkeln. Sie war bleich, ihr Gesicht schien unbeweglich, und starre, große, dunkle Augen richteten sich auf den König, der zusammenzuckte, als ob ihn dieser Blick in das Herz trafe.

Tiefe Stille herrschte ringsumher.

Die Wachen wagten nicht, an die Bäuerin heranzutreten, da sie schon dicht vor dem Könige stand; sie hob die Hand und bot, sich verneigend, dem König einen Strauß Edelweiß dar.

Langsam, zögernd und doch wie von unwiderstehlicher Gewalt beherrscht, streckte Ludwig II. seine Hand aus und nahm den dargebundenen Strauß.

Er fuhr zurück. Es schien ihm, als ob die Hand des wundersamen Weibes, die er flüchtig berührte, eiserne Kälte ausströme.

Er neigte dankend das Haupt.

Da trat die Bäuerin zurück und ebenso, wie sie gekommen, war sie plötzlich allen Blicken verschwunden, ohne daß man hätte sagen können, wohin sie sich gewendet.

Der König blickte sinnend und fragend auf die weißen Blüten, die er in seiner Hand hielt, dann ging er schnell vorwärts, und durch das Volk, das sich überall mit entblöhtem Haupte verneigte, schritt er zu Fuß über den Platz hin nach der Residenz.

Freier öffnete sich der Raum vor der Theatinerkirche, als die Galawagen der Prinzen und des Hofes heranzufahren.

Das Volk hatte keinen Sinn für die Prachtentfaltung des Hofes, nachdem es seinen König gesehen, der vom Grabe seines Vaters hinschritt zu den Sorgen seines königlichen Berufes.

Viel sprach man in jenen Tagen von der geheimnisvollen Miesbacher Bäuerin, welche an der Schwelle der Grabeskirche dem jungen König den Blumengruß der Berge auf seinen Weg mitgegeben. Niemand wußte und erfuhr, wer sie gewesen, aber der schnell dahinausgehende Strom der Zeit trug bald die Erinnerung an das kleine Begegnis fort, das im Augenblick die Herzen so tief bewegte; denn schon waren die großen Ereignisse des Jahres 1866 ihre immer tieferen Schatten auf die Lebensbahn des jungen Königs, der bestimmt war, schon beim Beginn seiner so frühzeitig an ihn herantretenden Regierung eine so harte und schwere Probe zu bestehen.

Die dunkle Wolke, welche lange am politischen Horizont stand und zuweilen, von friedlichem Licht täuschend überstrahlt, zu verschwinden schien, stieg dann plötzlich herauf und entlud die Wetter des Krieges über Deutschland.

Der junge König, sich selbst noch mißtrauend, folgte bei der schweren Entscheidung, vor die er gestellt war, den langjährigen Ratgebern seines Vaters; er erlitt mit seinem Volk die Not des Krieges und die Opfer, welche den Besiegten auferlegt werden mußten. Diese erste herbe Erfahrung stärkte seinen Mut und sein Selbstvertrauen — er betrieb neue Männer in seinen Rat, und trotz der Verbitterung, welche lange noch in allen Schichten seines Volkes fortbestand, ging er mutig und entschlossen auf neuem Wege vorwärts trotz dem Widerstande, den seine Minister so oft bei der Mehrheit der Volksvertretung fanden. Den Idealen der Rünste mit Vorliebe zugewendet, stand er doch stets mit seiner ganzen persönlichen Autorität für seine Räte ein, wenn es galt, sie in der Politik zu stützen, welche sie für die Stellung Bayerns in Deutschland als notwendig erkannten, und trotz mancher inneren Kämpfe gehörte ihm doch allezeit die volle Liebe seines Volkes.

Am Sterbebette seines Vaters war er fast noch ein Knabe gewesen, im Wettersturm des Jahres 1866 war er zum Manne gehärtet.

Gipfel und Abgrund

Erstes Kapitel.

Wo die Benediktenwand östlich nach der Isar zu abfällt, liegt an dem rechten Ufer des Flusses ein kleines, aber wohlhabendes Dorf, das mit seinen sauberen, von wohlgepflegten Obstgärten und reichen Fruchtfeldern umgebenen Häusern und Höfen einen ungemein freundlichen Anblick darbietet.

Längs der Isar hin dehnt sich hier ein flaches, niederungsartiges Gebiet aus, das, überall am Horizont von den hohen Bergen eingefast, dem Auge, welches dem Lauf des Flusses folgt, einen weiten, ungemein frischen und lieblichen Ausblick öffnet.

Im Osten, Westen und Süden ragen ringsum die waldigen Höhen und die mächtigen Bergspitzen auf, während nach Norden das Land sich talwärts zu senken scheint, obgleich man sich überall noch auf einer unendlich weit über das norddeutsche Flachland emporragenden Höhe befindet. Schmal nur freilich ist dieser Strich neben dem klaren, reinen Fluß; es scheint, als ob hier das geheimnisvolle Leben und Weben des Berglandes einen Ausweg gesucht habe zu den übrigen Menschen hin, und als ob der gewaltige Odem der Berge ausströme nach den freundlicheren, sanfteren Gegenden, in denen das Leben weicher und milder, aber auch weniger kräftig und rein dahinfließt.

Hiemlich weit abgebaut von den übrigen Häusern dieses Dorfes, das Beuerwald genannt sein mag, lag ein einzelnes Gehöft, das in seinem ganzen Aussehen von besonderer Wohlhabenheit, ja fast von Reichtum zeugte.

Nach der Straße zu befand sich vor dem von Badsteinen aufgebauten und von Holzgalerien nach der Sitte des Landes umgebenen Wohnhaus ein Hof mit vortrefflich gehaltenen Ställen und Scheuern; daneben lag ein Garten, in welchem sorgfältig gepflegte Obstbäume zur Seite geradliniger Gemüsebeete standen, und weit herum dehnten sich reiche Saatzfelder aus, an welche sich nach dem Fluß hin üppige Wiesen anschlossen.

Der Hof hatte einen hohen und starken Gitterzaun mit einem Tor, das, entgegen der gastfreien und vertrauensvollen Art der Gegend, stets verschlossen war. Als ob aber dies verschlossene Tor noch nicht Sicherheit genug darböte, befanden sich neben demselben rechts und links zwei Hundehütten, vor denen riesige Fanghunde lagen und grimmig auf die Straße hinausblickten.

Jeder Eintretende, der in dem großen Tor befindliche kleine Pforte öffnete, mußte zwischen diesen beiden drohenden Wächtern hindurchschreiten, welche ihn mit wildem Gebell empfangen und wütend an ihren starken Ketten rissen, um sich auf den Besucher des Hofes zu stürzen. Nachts aber waren diese beiden gewaltigen Tiere von ihren Ketten befreit, und weithin hörte man ihr Bellen und Heulen, eine Warnung für jeden, der es hätte wagen wollen, den abgebauten Hof zu betreten.

Mit der pünktlichsten Ordnung wurde hier die Wirtschaft geführt — genau zu den bestimmten Stunden sah man die Knechte und Mägde ihr Tagewerk beginnen und schließen, das Vieh versorgen und zu

den Äckern hinausgehen; aber es schien, als ob die düstere Stille, welche trotz des hübschen Hauses mit den spiegelnden Fensterscheiben, trotz des sauberen Gartens und des leuchtenden Grüns der Bäume und Wiesen über diesem abgebauten Hofe lag, sich auch den dort wohnenden Menschen mitgeteilt habe.

Es waren wohl kräftige und stramme Burschen, rotbäckige und blauäugige Dirnen dort, doch man hörte niemals einen jener weithin schallenden Juchzer, in denen das Volk der Gegend seine Fröhlichkeit in die Natur hinaustönen läßt.

Am Feierabend saßen die Burschen und Dirnen unter einem großen Lindenbaum in der Mitte des Hofes; sie sprachen und verkehrten miteinander in so gedämpfter Weise, daß man auf der Straße kaum etwas von ihrer Unterhaltung hörte, und früher als sonst wurde es still auf dem Rüdnhofe — wie man seit Jahren das Grundstück nach den beiden großen Hunden nannte —, selbst an den langen Sommerabenden, in denen spät noch frohe Lieder im Dorf erklangen und laute Juchzer von den Bergen herüberhallten.

Die Knechte und Mägde vom Rüdnhofe hatten auch wenig Berührung mit den übrigen Burschen und Dirnen des Dorfes, und wenn sie an einem Kirchtag im fröhlichen Kreise der übrigen erschienen, so blieben sie doch meist unter sich und zogen sich früh zurück, denn so wünschte es der Rüdnbauer, sagten sie, wenn der eine oder andere zu längerem Bleiben eingeladen wurde.

Trotz dieser Beschränkung und der anstrengenden Arbeit waren dennoch stets tüchtige und geschickte Leute auf dem Rüdnhofe, denn sie erhielten guten Lohn; und wenn sie einige Jahre dort ausgehalten hatten, so konnten sie mit einem hübschen Stück Geld davongehen und durften, wenn sie sich zur Zufriedenheit des Rüdnbauers geführt hatten, immer auf dessen Hilfe und Beistand zählen.

Der Rüdnbauer selbst, der diese strenge Zucht auf dem Hofe hielt, war ein Mann von sechzig Jahren, von großer, starker Gestalt, mager, aber von starkem Bau in Sehnen und Knochen und so schneidig und geschmeidig in Gang und Handlung, daß er es wohl mit dem jüngsten und kräftigsten Burschen weit umher in der Gegend aufnehmen konnte. Sein Gesicht war faltig und vom Wetter gebräunt und schien älter, als es die geschmeidige Haltung seiner kräftigen Gestalt hätte vermuten lassen. Dichtes, graues Haar umgab, kurz geschnitten, seine breite, gefurchte Stirn; unter tief herabgezogenen Brauen lagen, etwas eingefallen, die grauen Augen, welche meist unter den herabgesenkten Lidern zu Boden blickten; wenn sie dann aber, aufgeschlagen, mit scharfen, durchdringenden Blicken unter den Brauen hervorblitzten, so schrakten oft die Leute zusammen, welche von diesem Blick getroffen wurden, denn derselbe schien in der Tiefe der Seele die Gedanken zu lesen und zugleich feindlich zu drohen und zu höhnen. Auch um die dünnen, fest aufeinandergeprückten Lippen lag ein höhnischer Zug.

Der Bauer sprach wenig, seine Worte aber trafen stets genau den richtigen Punkt und häufig eine empfindliche Stelle für den, mit welchem er sprach, und dann wurde das spöttische Lächeln seines Mundes und der böse Blick seines blitzschnell aufgeschlagenen Auges ganz besonders feindlich und empfindlich.

Es hatte eine ganz eigene Bewandnis mit dem alten Buchschneider, den man jetzt den Rüdnbauer hieß.

Es mochten wohl einige dreißig Jahre her sein, da war er nach Beuerwald gekommen und hatte einen kleinen Hof erworben, der damals zum Verkauf stand.

Man wußte nicht, woher er kam, und niemand hatte ihn vorher gekannt; doch hatte das Bezirksamt seine Papiere in Ordnung gefunden und ihn dem Gemeindevorstand des Dorfes empfohlen.

Er bezahlte alles bar und richtig, war ordentlich und fleißig und brachte bald den kleinen, etwas verwahrlosten Hof, den er gekauft, in vortrefflichen Wirtschaftsgang.

Schon nach einigen Jahren war sein Grundstück ein Muster für die anderen, und er kaufte dazu, was er immer an passenden Äckern und Wiesen erwerben konnte.

Er war stets bereit, den Bauern auszuhelfen, wenn ihnen etwa das Geld fehlte, um die Wirtschaft recht in Betrieb zu setzen. Stets hatte er bare Mittel in Bereitschaft, und so war er denn bald der Bankier des Dorfes geworden. Man konnte ihm dabei nicht vorwerfen, daß er die Bauern drückte oder ausbeutete — er nahm für seine Darlehen ordentlichen, rechtmäßigen Zins und verlangte pünktliche Rückzahlung, was ihm ja niemand verargen konnte, denn bares Geld zur rechten Zeit ist für den großen und kleinen Landwirt ein unschätzbarer Vorteil, und er mußte ja doch auch seine eigenen Wirtschaftsmittel zu rechter Zeit wieder einbringen.

Blieb ein Schuldner mit der Zahlung im Rückstand, so hatte der Rüdnbauer stets ein Stück Wiese oder Acker schon im Auge, das zu seinem Grundstück paßte und das er dem Schuldner, der sich wohl oder übel dazu verstehen mußte, als Zahlung abnahm; immer aber rechnete er solche Ländereien zum vollen, richtigen Wert, und niemand konnte ihm den Vorwurf der Übervorteilung machen.

(Fortsetzung folgt.)

Theater, Kunst und Wissenschaft an Rhein und Ruhr

(Kurze Rückschau)

Düsseldorf. (Oper und Konzerte.) Der Direktor der Vereinigten Städtischen Theater Heinz Hille ist nunmehr (vorläufig auf die Dauer von zwei Jahren) zum Intendanten ernannt worden. Diese Ehrung erscheint durchaus gerechtfertigt, da er sowohl als Organisator des gesamten Bühnenbetriebes wie auch als Regisseur bereits große Fähigkeiten bewiesen hat. Zufällig fiel seine Wahl mit der in allen Dingen ausgezeichnet herausgebrachten Uraufführung der romantischen Oper „Ivas Turm“ von Ernst von Dohnanyi zusammen.

Diesem Werk, dessen Stoff von Hanns Heinz Ewers leider ziemlich äußerlich für die Bühne zurechtgemacht worden ist, liegt eine schöne und inhaltstiefe ungarische Volksage zugrunde. Die Handlung spielt im 10. Jahrhundert in den Karpathen. Das Land kann von seinen Feinden nur dann befreit werden, wenn an der Grenze ein gewaltiger Wachturm erbaut wird. Doch alle Versuche, ihn zu errichten, scheitern an den Naturgewalten. Da verkündet der Berggeist, daß der Turm vollendet werden könne, wenn eine lebende Frau eingemauert würde. Die erste, die am kommenden Morgen die Brücke überschreitet, soll das Opfer sein. Auf Geheiß des Fürsten sollen daher die gesamten Frauen zu dieser Frist zum Turm kommen. Die Mannen werden gegen den Feind ziehen; der alte Fürst wird allein den Bau zu Ende führen. Doch die finstere Emelka liebt hoffnungslos ihren Schwager Tarjan. Und da sie ihrem Gatten das graue Geheimnis listig entlockt hat, weiß sie Iva, die Gattin Tarjans, zu überreden, daß sie als erste die verderbenbringende Brücke überschreite. Das Schicksal geht unerbittlich seinen Weg: die ahnungslose Iva wird eingemauert. Aber ihr Opfertod hat dem Lande scheinbar keine Rettung gebracht. Denn nach Jahresfrist drängen die Feinde heftiger denn je; doch nicht sie allein, sondern auch Pest und Wassernot. Der innerlich gebrochene alte Fürst will die Macht an Tarjan abtreten. Dieser wird daher wider seinen Willen mit der nunmehr verwitweten Emelka, der Tochter eines befreundeten Volksstammes, vermählt. Als sich nun ihr hinterhältiges Spiel aufdeckt, ersticht Tarjan sie. Auf seinen Schrei nach Wasser, um seine blutbesiedelten Hände zu reinigen, geschieht nun das große Wunder: aus Ivas Turm entspringt ein Quell, der dem niedergeschlagenen Volk neuen Mut gibt. Und da aus der Ferne die befreundeten Retter heranziehen, erklingt zugleich Ivas Stimme als Symbol.

Leider ist es dem Textdichter nicht gelungen, das tiefe Empfinden dieses sicherlich schönen Stoffes voll ausklingen zu lassen. Und so hat er dem Komponisten die Aufgabe künstlich erschwert. Denn der famose Musiker sucht nicht nach äußerlichen Mitteln; seine Tonsprache ist vielmehr herb und ernst. Überall wirkt diese vornehme Musik sehr sympathisch, obwohl ihr eigentliche Selbständigkeit mangelt. Besonders fein ist die Kunst der Übergänge von Szene zu Szene und die strenge motivische Durcharbeitung. Dazu sind vor allem die beiden Schlussszenen reich an schön angelegten Steigerungen. In allen dramatisch entscheidenden Stellen wird zu leichter Unterbrechung des Orchesters gesprochen (statt gesungen). Hierdurch wird das Verständnis des ganzen Wertes wesentlich erleichtert.

Dem Intendanten Heinz Hille gelang es als Spielleiter trefflich, die ganze Handlung möglichst sinnfällig in Erscheinung treten zu lassen. Ganz hervorragend war besonders der lebensvolle Aufbau der Massenszenen im Schlußbild. Georg Haders noble Bühnenbilder gaben dem Ganzen einen günstigen Rahmen. Erich Orthmann brachte alle Schönheiten der Partitur zu sehr guter Geltung. Unter den Mitwirkenden zeichneten sich vor allem aus Raete Esche (Iva), Emmi Senff-Thieß (Emelka) und Ludwig Roffmann (Tarjan).

Über die übrige Gestaltung des Spielplans ein kurzer Überblick: Nicolais „Lustige Weiber“ bereiteten in tüchtiger Wiedergabe von neuem große Freude. Der Karneval wurde mit einer sehr flotten Aufführung (zu der fast durchweg Opernkkräfte herangezogen worden waren) von „Robert und Bertram“ so fröhlich gefeiert, wie es nur eben möglich ist. Geisterhafte Stimmung beschwor auch die Operette „Ollly-Polly“ von Walter Kollo herauf. Die Handlung in diesem schwankartigen Stück ist sehr humorvoll: Der Filmspieler Harald Wills muß heiraten, weil er ein ausgezeichnetes Engagement in Aussicht hat, den alten Vertrag aber nur dann lösen kann, wenn er verheiratet ist. Da er von diesem Augenblick an aber nicht mehr der allgemeine Damenliebling sein würde, so versucht er es mit der List. Doch die Vogelbeuche, mit der er eine platonische Ehe eingeht, kennt die List mindestens ebensogut wie er selbst. Denn sie hat sich nur verstellt. In Wirklichkeit ist sie sehr hübsch und reich. Und da die beiden sich ausnehmend gut gefallen, so haben sowohl sie als auch die Autoren

die ganze Vertragsklausel komplett vergessen. Da das ultime Stück sehr gut wiedergegeben wird, so findet es dankbarste Aufnahme.

Im Schauspielhaus kehrten verschiedentlich Gäste ein. Die beiden Meistersänger Mabeboob Khan und Musheraff Khan machten mit der Eigenart altindischer Musik bekannt. Da dies Gebiet für die meisten ein Buch mit sieben Siegeln bedeutet, muß man für den aufschlußreichen Abend doppelt dankbar sein. Max Terpis und seine Partnerin Daisy Spies von der Berliner Staatsoper boten seine Proben einer Tanzkunst, die zwischen Altem und Neuem zu vermitteln sucht. Besonders ihre grotesken Tänze waren sehr erfreulich.

Im Konzertsaal war es durch den Fasching ziemlich still. Obwohl die Tonsprache nicht völlig persönlich ist, hinterließ die großartige Naturinspiration von Siegmund von Hausegger unter Leitung des Komponisten günstige Eindrücke. Mit großer Meisterschaft spielte Lothar Windsperger ein eignes Klavierkonzert, dem erste künstlerische Auffassung nicht abzusprechen ist. Als Meisterin ihres Faches zeigte sich Eleonore Spencer in dem nicht sonderlich bedeutenden Klavierkonzert von Mac-Dowell. Mahlers erste Sinfonie und ein Walzer von Ravel hinterließen auf jeden Fall stärkere Eindrücke. Mit großem Können setzte sich Konzertmeister Jan Bresser für das Violinkonzert von Brahms ein. Am gleichen Abend wurde außerdem noch eine Auswahl aus den beliebtesten klassischen Werken geboten.

In der Mozartgemeinde sang Hermann Schey, von Willi Hülfes vorzüglich begleitet, mit innerster Beseelung Schuberts unvergängliche „Winterreise“. Es gelang ihm voll und ganz, sich einen sicheren Platz in den Herzen der zahlreichen Hörer zu erobern. Der große Schubert-Zyklus des Collegium musicum — einer in ihrer künstlerischen Bedeutung geradezu vorbildlichen Einrichtung — nahm in durchaus würdiger Form seinen Fortgang. E. S.

Düsseldorfer Schauspiel. Von der städtischen Bühne ist nur über die Neueinstudierung von G. E. Lessings Trauerspiel „Emilia Galotti“ zu berichten, das in seinem verstandestühlen Bau, in seinen klar geformten Charakteren den besten Begriff vom Zustand des vorklassischen bürgerlichen Dramas des 18. Jahrhunderts vermittelt. Es ist das Musterdrama, das für die Sturm- und Drangzeit unserer späteren Klassiker Schiller und Goethe von so ungeheurer Bedeutung war, sowohl was die Anlage, den szenisch-dramatischen Bau angeht, wie vor allem hinsichtlich der sicher gefassten, menschlich ganz unmissbaren dichterischen Gestalten, die in anderer, erweiterter, seelisch vertiefter Form bei ihnen wiederkehren. Lessing übernahm den Stoff der Handlung aus der Erzählung des römischen Geschichtsschreibers Livius, verlegte aber das Virginiamotiv ins Bürgerliche, in die Nähe seiner Zeit, und eröffnete damit die große Reihe der politisch-sozialen Dramen in Deutschland, wenn ihm selbst auch mehr an dem sittlichen Konflikt und seiner Behandlung gelegen war. So sehr das Werk im Bann seiner Vorlage steht und so wenig Lessing ihm sinnliche Blutwärme mitgeben konnte, so weittragend ist die Wirkung der einzigen selbstschöpferischen Gestalt des Dramas, der Gräfin Orsina, die Lessings Geist erfand. Die beleidigte Geliebte, das Nachtweib, wird ein dramatischer Typus, den Lessing geschaffen hat. Gleich in Goethes erstem Wurf, im „Götz von Berlichingen“, erscheint sie wieder in der Person der großen Bühlerin Adelsheid, und in Schillers „Lady Milford“ feiert sie erneut Triumphe, wie überhaupt Rabale und Liebe in allen Teilen die Schulung an der Galotti verrät, die als erstes ernstes deutsches Drama von Format turmhoch über allen Erzeugnissen ihrer Zeit stand. Um das Werk „gegenwärtig“ zu machen, steckte der Spielleiter Münch das Stück in das Kostüm von 1830 etwa und ließ die Gestalten auch entsprechend der geistigen Haltung der Zeit spielen, ohne zu bedenken, welche unheilvollen Widersprüche sich daraus für das Ganze ergeben würden. Man sah nämlich eine kriminelle Verführungsgeschichte sich abspielen und nicht das strenge Drama überzeugter Sittlichkeit. In Schlonskis farbigen, geschmackvollen Bühnenbildern ergaben sich Vorträgers Marinelli, Eberhardts Odoardo und Balzers Graf Appiani als schauspielerische Leistungen von Rang. Leonore Ralfs Emilia und Buchers Prinz gerieten etwas farblos, ohne durch den theaterhaften Gang der Ereignisse zu gefährden. — Im Schauspielhaus trug Carl Zuckmayers Lustspiel „Der fröhliche Weinberg“, das allerorten, von verschiedenster Seite und aus den mannigfaltigsten Gründen mehr oder weniger heftig beföhlet worden ist, seinen bisher unbestrittenen und verdienten Erfolg davon. Das Lustspiel in des Wortes verwegener Bedeutung ist ein Dialektstück, in dem sich rhein-heffisch, kölnisch und jüdisch in Frankfurter Färbung köstlich miteinander vermengen und das trotz seiner derben, kräftigen Tonart — ein gesundes Volksempfinden spricht sich eben im Dialekt unverblümt aus — und trotz der in den Schwank einmündenden Handlung durchaus dichterische Werte enthält. Hier ist Leben, hier sind Menschen, beide voller Blut, voller Sinnlichkeit, beide naturhaft, erdhaft, rheinisch bedingt. Der Mut dieses Bekenntnisses zum einfachen Leben ist in einer verbildeten Zeit schon wertvoll, mehr noch, wenn sich aus jungem, gesundem Instinkt und alter, überkommener Theaterform diese Frische

erfreuenden Humors so herzlich schlagkräftig ergibt. Lindemann entwickelte im Spiel zwanglos einen unaufhörlichen Fluß in der Aufeinanderfolge der Dinge und wußte, im Wirtshausakt vor allem, ganz prachtvoll die Szenen steigend zu führen. Die Darsteller gingen bis auf mundartliche Schwierigkeiten gern und willig mit, so daß ein Schauspielabend von besonderem Reiz zustande kam. Franz Everth gab dem Weingutsbesitzer Sunderloch den quellenden Saft eines urwüchsigen Menschen mit, der fest und sicher auf dieser Erde steht. Chmi Bessel war ein munteres, in ungebrochen natürlicher Empfindung verströmendes, verliebtes Klärchen, das in Adolf Ziegler's handfestem, aber weniger ursprünglichem Schiffer Jochen seinen Mann fand. Einfach und frisch spielte Cornelia Gebühr dessen Schwester, und Kurt Reiß als Knuzius hatte bereedte Überzeugungskraft. Von den zahllosen prachtvollen menschlichen Typen seien Justus Paris (Wirt), Annemarie Jung (Babettchen), Hilde Schewirt (Frä. Stenz) neben den drei Veteranen, den Weinhändlern und Reisenden noch herausgehoben. E. Sturms Bühnenbild des Weinbergs war hervorragend. — Mit einer Aufführung von Ibsens „Gespenster“, deren Fragments lange schon nicht mehr zwingend ist, kehrte man zu den alten Göttern des Hauses zurück, und es war lehrreich zu sehen, wie sich mit den Jahren die Auffassungen der Szene und des Spiels wesentlich verändert haben. Der knappe dramatische Aufbau ruft auf der Bühne heute neue, straffere Betonungen im Ablauf des Ganzen hervor, was auch im Spiel der Darsteller sich auswirkt. Louise Dumont ist wieder die Frau Alving, größer, klarer in der Linie der Gestalt als je zuvor. Gustav Lindemanns Oswald überwindet seine Anlage des Ganzen aus dem einzelnen, oft kleinen, auch theaterhaften Teil weniger, obwohl er mit lebensmutigeren Tönen aufwartet. Franz Everth brachte den Pastor Manders, das große, unerfahrene Kind im Strom des trügerischen Lebens, glaubhaft, echt und eindringlich zur Geltung. Hermann Greids Engstrand war treffend gezeichnet, aber mit naturalistischen Mitteln. — Den 60jährigen deutschen Dichter Paul Ernst, wie Eulenberg und Schmidhonn ein früherer Mitarbeiter des Schauspielhauses, ehrte man mit einer Morgenfeier, die den bedeutenden Erzähler und Novellisten in seiner starken Formkraft richtig erwie, und dem Dramatiker, dem die Bühne an sich wenig geneigt ist, mit einer Szene aus der „Brunhilde“ gerecht wurde. — Zuletzt gelangte eine Arbeit Max Mells, des Dichters des Apostelspiels, eine geistliche Legende „Das Schußengelspiel“ zur erfolgreichen Uraufführung. Es schließt sich an die aus religiösem Geist im Mittelalter entstandenen Mysteriespiele an, wie sie verschiedentlich in der Gegenwart neue Belebung erfahren haben. Der Bühnenvolksbund, dem der Verfasser nahesteht, und das Laienspiel, wie es die Jugendbewegung zur Pflege gebracht hat, sind lebhaft im Sinne einer religiösen Erneuerung und Vertiefung für Arbeiten dieser Gattung eingetreten, die auf der Bühne durch ihre Weitschweifigkeit und die Allgemeinheiten ihrer Inhalte, bei aller Leichtigkeit der Verknüpfung nicht ganz am rechten Ort sind. Die schöne, edle, christliche Gesinnung kann trotz ihrer echten Empfindungskraft nicht über die langatmige dramatische, inhaltliche Dürre auf die Dauer hinweghelfen. Man sollte der geschlosseneren Wirkung zuliebe noch manches streichen. Die Szenen schildern in weichen und stimmungsvollen Worten den Läuterungsweg einer Jungfrau, die sich gegen ihre Mitmenschen einmal verführte und zur Buße nun am Kirchenportal sich selbst den Männern zur Heirat anbieten muß; aber keiner will sie, außer einem Trunkenbold. Sie beugt sich willig dem Joch und auch der Verführer hat keine Macht über sie, denn sie bleibt standhaft und ergeben in ihrem Geschick. In diesem Augenblick erkennt sie ihren Schußengel in sich selbst und die Stunde der Prüfung ist vorbei. Sie wird wieder die glückliche Braut ihres geliebten jungen Jörg und die Hochzeit ist bereitet! Die Aufführung, die Max Mell selbst leitete und der E. Sturm einen Rahmen voller mystischer Unwirklichkeit geschaffen hatte, verlief anregend (Musik: Hans Ebert, Kostüme: Annemarie Wachold) und hatte sich nach Möglichkeit die geistigen Beziehungen zum Mittelalter bewahrt. Eleonora Fischer-Mendelssohn bot eine in ihren Gefühlserschütterungen schlechte Leistung als Jungfrau. Peter Esser ließ dem Schußengel sein Organ, Karl Ryser gab dem Betrunknen Farbe und Adolf Fetz bewies als Bräutigam sein Temperament, aber auch alle weiteren Personen des Spiels ordneten sich dem Ganzen, der inneren Einheit des Abends unter. Dr. St.

Das Apollotheater in Düsseldorf wartete im Monat März mit einem ganz vorzüglichen Programm auf, das sich denen der ersten Weltstädte ebenbürtig an die Seite stellte. Was da an Jongleurkunststücken gezeigt wurde, die auch vielfach durch ihren humorvollen Einschlag das Publikum in die heiterste Laune versetzten, gehörte wohl zu den besten je gezeigten Leistungen auf diesem Gebiet. Das großartige Ballett bildete ein Programm für sich.

Was man sich in der Pause erzählt.

Auffachblüte.

„Als von den Schiffen aus das Land erblickt wurde, stand Columbus gerade auf dem Hinterteil.“
Jugend.

Gedächtnisauffrischung.

— „Sie sind ja auch mal in den Bergen abgestürzt, Herr Müller! Ist es wahr, daß dabei das ganze Leben an einem vorbeizieht?“
— „Allerdings!“
— „Ach, dann möchte ich auch mal abstürzen, ich kann mich auf so vieles in meinem Leben nicht mehr besinnen!“
Megendorfer Blätter.

Der Diplomat.

— „Was gab es Neues in Genf?“
— „Schwarze Krawatte zum Frack.“
Simplicissimus.

Verjüngung ohne Steinach.

„Sag mal, wie alt ist deine Schwester eigentlich, mein Junge?“
„Hm, als sie 25 Jahre zählte, sagte sie, sie wäre 20 Jahre alt. Jetzt gibt sie 18 an und ich glaube, wir werden bald Zwillinge sein.“

Bedauern.

„Um Gotteswillen, Anna, was wird mein Mann sagen, wenn er hört, daß Sie seine chinesische Lieblingsvase zerbrochen haben?“
„Ja, es tut mir furchtbar leid! Lieber hätte ich sonst etwas im Hause zerbrochen.“

„Guten Tag, wie geht's?“ Sie sind verheiratet, wie ich höre, lieber Freund?“

„Nein, noch nicht. Aber ich bin verlobt, und das ist so gut wie verheiratet.“

„Besser, besser, Sie wissen's nur nicht.“

In der Turnstunde läßt der Lehrer die Jungens sich auf den Rücken legen und mit den Füßen in der Luft „radeln“. Da beobachtet er, wie ein Junge daliegt und die Füße friedlich und bewegungslos nach oben hält.

„Warum machst du nicht mit?“

„Entschuldigen Sie, Herr Lehrer, ich habe Freilauf!“

„Warum machst du denn so ein verdrießliches Gesicht, Karle?“

„Ich habe mich über meine Olle geärgert. Die Weiber wissen ja nicht, was sie wollen.“

„Was war denn los?“

„Na ja — da muß man sich doch ärgern. Heute morgen hatten wir'n kleinen Disput, und da kam sie mit dem Nudelholz auf mich los, und wie ich abends nach Hause kam, da war sie böse, weil ich ihr beim Weggehen keinen Kuß gegeben habe.“

Ein Junge kam in den Zigarrenladen und bat um die Erlaubnis, den Fernsprecher benutzen zu dürfen. Dann hörte der erstaunte Geschäftsinhaber folgendes Gespräch:

„Bitte Amt Nollendorf 2273. Ist dort Lehmann & Co.? Herr Lehmann, ich höre, daß Sie einen Lausjungen suchen. Sie haben schon einen Jungen? . . . Sind Sie denn mit ihm zufrieden? Ja? Na, dann ist es gut. Danke bestens. Guten Tag.“

„Suchst du eine Stellung als Lausjunge?“ fragte der Zigarrengeschäftsinhaber. „Hier ist gerade solche Stelle frei.“

„Nein, danke,“ sagte der Junge. „Ich arbeite ja bei Lehmann und ich wollte mal rauskriegen, ob man eine Lohnaufbesserung rausholen kann.“

Dortmund. Das Konzertleben war auch im Monat Februar wieder ziemlich rege. Das städtische Orchester gab vier Sinfoniekonzerte. Im ersten ertönten unter Wilhelm Siebens genialer Stabführung Richard Wagners weisevolle, mit dem deutschen Wesen so innig verwachsenen Klänge. Es stürmte die „Holländer“-Ouvertüre daher, aus der es rauschte wie Sehnsuchtsungetüm auf wilder Wogen Drang. Es folgte der rhythmisch recht schwierige Trauermarsch aus der „Götterdämmerung“, aus dem die Tragik des Todes und der Triumph des Geistes in monumentaler Pracht hervorleuchteten. Die Träume der „Tristan“-Fragmente, klangvolle Symbole tönender Weltidee, waren intensiv belebt, und das Vorspiel zu den „Meisterjüngern“ zog in breitem, festlichem Tempo vorüber. Durch die glänzende Haltung des Orchesters wurden die Darbietungen zu einem Erlebnis. — Das zweite Konzert gestaltete sich hochinteressant durch die Gegenüberstellung des französischen Impressionisten Debussy und des modernen Expressionisten Paul Hindemith mit dem großen Sinfoniker Anton Bruckner. Von Debussy hörte man die fein gearbeitete, mit vielen rhythmischen

und klanglichen Reizen ausgestattete „Kleine Suite“, ein Werk von hartnäckiger Kanontechnik und ziemlich freier Form. Von Hindemith die sogenannte „Kammermusik Nr. 2 (Klaviertonkonzert)“ für obligates Klavier und 12 Solo-Instrumente“, op. 36 Nr. 1 in vier Sätzen. Es ist dies die bezeichnende Musik unserer wild gewordenen Zeit mit den auf Abwege geratenen Dissonanzen und albernen Unisonogängen, ärmlichen Musikentkleidungen und lachhaften Instrumentalblößen. „Fasner, der wilde Wurm“ ist eine Nachtigall dagegen. Was übrig bleibt, ist Rhythmus, allein sonst fehlt jede Harmonie. Das Schmuckmittel der Harmonie aber ist eine Erfindung der Germanen, und da andererseits der Orient noch heute ohne Harmonie (im europäischen Sinne) musiziert, so empfindet man den konsequent dissonanten und atonalen „Schönberg-Stil“ als antigermanisch, antidölkisch, jüdisch-fremdartig und somit als einen Vankeroth des Abendlandes. Wilhelm Sieben mit seinen tüchtigen Musikern im Verein mit der vortrefflichen Pianistin Paula Stebel setzte sich mit Ernst und Eifer für die fonderbare Sache ein, so daß der Beifall mehr den ausübenden Künstlern als dem verwegenen Neutöner galt. Neben dieser Leistung nahm sich der große „Anton“ aus wie ein Hohepriester der Kunst, der in seiner Erhabenheit, der lapidaren Wucht seiner Ideen und dem wundervollen musikalischen Stimmungsreichtum dem jungen tollkühnen Nachwuchs mit Ernst und Nachdruck, Besonnenheit und Ehrfurcht vor einer großen Vergangenheit predigt. Die „vierte“ Brucknersche war es, diese mit so viel Waldesromantik und religiöser Inbrunst erfüllte Sinfonie, deren Tonsprache Wilhelm Sieben mit großzügig-temperamentvollem Verstehen in wahre musikalische Seelensprache umzuwandeln wußte. — Das dritte war Beethovens gewidmet. Unter Wilhelm Siebens überlegener Deutung erstand die Ouvertüre zu dem Ballett „Die Geschöpfe des Prometheus“ (op. 43) zu schönstem Klangleben. Ganz besonders aber fand das „Klaviertonkonzert Nr. 3 in C-Moll“, op. 37, in Walter Braunsfels (Köln), einem der besten Schaffenden der Tonkunst unserer Tage, einen Interpreten von großer Musikalität und Kultur der pianistischen Darstellung. Dann ertönte die „Pastorale“, diese Sinfonie der poetischen Naturbetrachtung, die durch Siebens stets plastisches Nachschaffen eine abgerundete Gestaltung erfuhr. — Das vierte brachte nur Musik moderner Prägung. Den Anfang machte der Russe Igor Strawinski mit einer Suite aus dem Ballett „Feuervogel“, das von tiefer melodischer Erfindung, einem lebendig-verwegenen Rhythmus und einer genialen Schärfe der Charakterzeichnung getragen ist. Das Werk steht indessen noch stark unter dem Einfluß von Debussy nach klanglicher Seite, während des Melodische mehr von den Jungitalern abhängig ist. Das folgende „Konzert für Violoncello und Kammerorchester“ (op. 35) des Mannheimer Komponisten Ernst Toch zeigt zwar Eigenart, spricht aber recht unfruchtbar, bedadent im Ausdruck an und steht dem Atonalen ziemlich nahe. In dem jugendlichen Cellisten Emanuel Feuermann (früher Köln, jetzt Wien) erwuchs dem Solopart ein Vermittler von vorzüglichen Eigenschaften, allein die freudlose, melodienarme Art von Musik erwärmte nicht. Den Schluß bildeten „Phantastische Erscheinungen eines Themas von Berlioz“ (das „Glohlid“ aus „Fausts Verdammnis“), op. 25, von Walter Braunsfels, die dessen gesunde Tonalität und klangtechnische Meisterschaft glänzend hervortreten lassen. Unter Wilhelm Siebens inspirierter Leitung fand die Wiedergabe der verschiedenen Werke einen wirkungsvollen Ausklang.

Drei Volkstümliche Sinfoniekonzerte. Im ersten: Mozarts Ouvertüre zu „Figaros Hochzeit“, Boccherinis „Menuett“ und Mozarts Ouvertüre „Zauberflöte“ sowie Haydn „Militärsinfonie in G-Dur“. — Im zweiten: Schuberts „Sinfonie in H-Moll“ (unvollendet), Webers „Oberon“-Ouvertüre und Mendelssohns „Hebriden“-Ouvertüre. — Im dritten: Beethovens „Marcia funebre“ (Trauermarsch), „Egmont“-Ouvertüre und „Sinfonie Nr. 1 in C-Dur“. Allen dreien war Herbert Schmidt (Dortmund) ein vorzüglicher Leiter.

Der Kammermusikabende waren drei. Der erste bot „Musik aus der Zeit der Renaissance und des Rokoko“. Unter Karl Hofschnaiders Führung wurden vom Westfälischen Madrigalchor ältere Madrigale und Kanzonetten mit reiner Intonation und feinem Stilempfinden vorgetragen. Einen gleich guten Eindruck erzielte die Solistin Maria Bos-Carloforti (Hamburg) mit Arien und Gesängen von Cesti, Kaiser, Händel, Haffs und Mozart, die sie mit prächtig geschultem Koloraturgesang unter der anschniegenden Begleitung Gerard Bunks (Flügel) zu Gehör brachte. — Die zweite Kammermusik sah als Gäste Prof. Gustav Havemann (Violine) und Max Trapp (Klavier). Sie begannen mit Cesar Frands „Sonate in A-Dur“ und der „Violinsonate op. 18 in Es-Dur“ von Richard Strauß. Zwischen beiden mehr neuzeitlich gerichteten Werken stand wie eine liebevolle Blume die „B-Dur-Sonate“ von Mozart. In künstlerischer Übereinstimmung der Auffassung gaben beide diese Werke musikalisch verständnisvoll und fein abgetönt wieder. — Eine Sensation musikalischer Art bot der dritte Abend: das Berliner Benk-Quartett oder vielmehr Quintett. Es setzt sich zusammen aus den Damen Beatrice Benk (Primgeige), Hilde Schirmer (Geige) Lissy Enthoven (1. Viola), Gertrud Flügel (2. Viola) und Lena von Hippel (Cello). In schöner Zusammenarbeit spielten die Damen klanglich

gut abgetönt, aber manchmal nicht intensiv genug, das „Streichquintett in F-Dur“ von Anton Bruckner, das „C-Dur-Streichquartett“ von Haydn, op. 74 Nr. 1, und Mozarts Streichquintett in C-Dur und führten so die Hörer in ein musikalisch, sonniges Land. —

Auf literarischem Gebiete war zu verzeichnen ein Vortrag von Fräulein Dr. von Winterfeld über Thomas Manns „Zauberberg“ und Knut Hamsuns „Lehtes Kapitel“ sowie des Musikschriftstellers Dr. Zeller über „Goethes Lyrik und ihre Vertonung“.

Fritz Reuter.

Dortmund. Das Theater setzte die Reihe der heiteren Opern mit einer ausgezeichneten Aufführung der komischen Oper „Das verfehmte Lachen“ von Fritz Cortolezis fort. In ähnlicher Weise wie der kürzlich hier gehörte „Dieb des Glücks“ von Schuster bedeutet auch diese einen zum Teil wohl gelungenen Versuch, von dem vielfach stark belastenden und schwerfälligen Wust, den die heitere Muse der letzten Jahrzehnte mit sich schleppte, loszukommen und zur Natürlichkeit der Meister früherer Tage zurückzukehren. Schon das Textbuch, das Beatrice Dowsky, die Verfasserin auch des Textes zur Schillingischen „Mona Lisa“, geschrieben, läßt das löbliche Streben erkennen, dem Stile unserer besten Spielopern nachzukommen. Wenn vielleicht die Wirkung beim Lesen noch nachhaltiger und unmittelbarer ist als auf der Bühne, so liegt das eben daran, daß auf ein Haupterfordernis der komischen, der Dialogoper, seitens der Darsteller zu wenig Gewicht gelegt wird; wir denken an die deutliche Aussprache, zumal auch der Komponist hierauf das Hauptgewicht gelegt. Immerhin bleiben aber trotzdem genug szenische Eindrücke übrig, um die Spannung wachzuhalten und eine wirkungsvolle Steigerung zu gewährleisten. Cortolezis ist ein gelehriger Schüler seines Meisters Richard Strauß. Er bedient sich eines kleinen, im Kammerstil gehaltenen Orchesters, auch das Klavier fehlt nicht. Die durchaus melodische Partitur ist leicht verständlich, eine völlig ungetünzte Musik, die ganz gewiß ihr Publikum finden wird. Ein paar Worte über die Handlung: Das Stück spielt 1722 im Lustschloß Hirschholm. Der junge Kronprinz Christian von Dänemark ist puritanisch erzogen. Sein ehemaliger Erzieher, ein Dr. Hansen, schwingt die Fuchtel am Hofe, die moralische Heuchelei ist Trumpf, sehr zum Leidwesen der jungen, eben erst verheirateten Kronprinzessin. Völlige Enthaltsamkeit! Selbst das Lachen ist verfehmt. Aber die Natur bricht sich auch hier Bahn. Die Intriganten werden entlarvt, das junge Paar findet sich, und alles ist eitel Wonne. — Die gewiß nicht leicht zu gebende Oper verdient in ihrer Darbietung durch unsere Bühne warme Anerkennung. Die Geschichte, fein eingestimmte Regie Dr. Arons und das den Geist der Zeit prächtig wiedergebende Bühnenbild Wildermanns konnten auch hohe Ansprüche befriedigen. Nicht ganz gefallen konnte die Deutung der Partitur durch Carl Wolfram, die in manchem zu dick auftrug und so dem gewollten leichten Fluß der Handlung im Wege stand. Wie schon angedeutet, wurde der Forderung des Sprechgesanges durch die Mitwirkenden noch nicht restlos genügt. Vortrefflich erfüllte sie Frau Röhrer, die im Stücke den schönen Namen Tyrelphon Lilientanz führte. Auch Liesl Renar war sichtlich bemüht, sich dem Rokostil anzupassen. Der übrigen zahlreichen Mitwirkenden sei nur summarisch gedacht. Das Werk, dem reicher entwicklungs-stilistischer Wert innewohnt, fand freundlichste Aufnahme. — Im neuemstudierten Verdischen „Rigoletto“ führte Herr Krips den Stab; somit war von vornherein eine musikalisch-feinsinnige Ausführung gegeben. Er ist berufener Verdi-Direktor mit sicherem Gefühl auch für die Schwächen dieser Oper, der übrigens Dr. Aron eine zum Teil neue, farbenprächtige Ausstattung hatte angebeihen lassen.

Ruhring.

Theater Oberhausen — Hamborn — Gladbeck. Im Kreidekreis will Klabund (ein Pseudonym für Alfred Henschke aus Erossen a. d. Oder) den Inhalt eines chinesischen Märchens vor unsern Augen erstehen lassen. Anerkennen muß man seine Einfühlungsfähigkeit in eine uns fremde Welt, vermischt wird aber eine wirkliche Gestaltungskraft. Das Stück krankt an einer zeitweise unerträglich epischen Breite, an einer oft aufdringlichen Stimmungsmalerei. Das „Chinesische“ ist stark durchseht mit europäischen Gedanken und Empfindungen, die das Ostasiatische überwuchern und unwahrscheinlich machen. Tschang-Ling, der Bruder der Märchenprinzessin, im Anfang des Stückes ein verbummeltes, arbeitsscheues Subjekt, läßt seinen Protest gegen den Verkauf der Schwester in ein Teehaus in dem Augenblick fallen, als für ihn von dem Sündergeld ein Teil abfällt, entwickelt sich dann im Laufe der Handlung zu einem radikalen Revolutionär, der bei jeder Gelegenheit in phrasenhaften Reden sich ergeht, wie man sie von einem modernen Vertreter dieser Junft nicht besser erwarten könnte. Und als ihn zum Schluß der neue „gute und gerechte“ Kaiser zum Oberrichter ernannt, da entdeckt er plötzlich sein monarchisch gesinntes Herz. Dieser plötzliche Wechsel in der Gesinnung war nicht zu erwarten, und damit verstößt der Autor gegen eine aus jeder praktischen Erfahrung entspringende Theaterweisheit, die Otto Ludwig einmal mit den Worten festlegt: „Der Autor darf nichts geschehen lassen, als was er uns erwarten lieh. Er darf aber auch nichts erwarten lassen, was er nicht

geschehen lassen will.“ Wenn Klabund an dieser Person das Unhaltbare eines solchen Radikalismus hätte zeigen wollen, so könnte man sicher damit einverstanden sein. Aber um das überzeugend darzutun, dazu ist die Rolle viel zu wenig scharf umrissen. Auch die Symbolik des Kreidekreises, nach dem das Stück den Namen führt, liegt uns zu fern, ist uns innerlich fremd. Die ganze Aufmachung mag in manchen Teilen Bühnenwirksam sein, dramatisch ist sie nicht. Es fehlt der zauberhafte Schmelz, der uns bei unsern schönen deutschen Märchen sofort gefangen nimmt.

Im Publikum kam erst ganz zum Schluß so etwas wie Stimmung auf. Hellbach-Rühns fein abgestimmte Regie, der unaufdringlich geschickte Rahmen von Singer, die durchweg guten Leistungen der Darsteller, von denen besonders Lucie Weyand (Eschang-Haitang) genannt sei, verdienen Lob.

Bei Rosenows Kater Lampe — zumal wenn die Komödie in der Karnevalszeit aufgeführt wird — ist man stets in Versuchung, vor sich hin zu summen: „Die Wienands hant 'nen Has im Pott“. Die Darbietung war darauf eingestellt, die Zuschauer zu amüsieren; und

seiner Rolle glatt bewältigte. Da auch die übrigen Darsteller Erfreuliches boten, da wir in Schulke-Madert einen geschickten Kapellmeister mit guter musikalischer Einfühlungsfähigkeit haben, gingen von Anfang bis Ende die Zuhörer amüsiert mit, stieg die Stimmung sichtlich, viele Nummern bekamen ihre Wiederholung.

Der Tanz ins Glück von Robert Stolz war als Karnevals-vorstellung angekündigt. Was man ankündigte, hielt man auch. Äußere Aufmachung und auch die Darbietung atmeten und erweckten Karnevalsstimmung. Die Bühnenbilder, besonders im zweiten Akt der Part des Hutfabrikanten Nutzenbrecher, waren auf Stimmung eingestellt. Die gute Wirkung der Bilder wurde noch durch einige kleine Scherze im Lokalkolorit wirksam unterstrichen. Ein hübscher Regiescherz war ein im Tanzschritt über die Bühne hüpfender Riesenmond. Die Umwandlung der Jubiläumsfeier des Hutfabrikanten in ein Kostümfest kam der Absicht einer Karnevalsvorstellung geschickt entgegen. Dem äußeren Rahmen entsprechend spielte sich der Betrieb auf der Bühne ab, der manchmal zum richtigen fideleu Bieruck wurde. Die Verbindung von Darstellern zum Publikum, das schnell in fröhliche Laune



Zum 700jährigen Stadtjubiläum der Stadt Hamm

Zeichnung nach Merian aus dem 17. Jahrhundert

das gelang. Wirkliche Satire gelingt dem Verfasser nicht, und deshalb konnte man sich damit abfinden, daß Spielleiter Reinhardt das Naturalistische stark herausgearbeitet hatte, das Bürgerlich-Harmlose der Bosheiten, die sich die einzelnen Personen sagen, betonte, jeden Akt auf flottes Spiel und auf den Schluß- und Knalleffekt hin angelegt hatte. Die Schauspieler charakterisierten ihre Rollen zufriedenstellend, und die sichtlich amüsierten Zuschauer spendeten immer wieder Beifall.

Kalmans Musik zur Gräfin Mariza hat manchmal Anklänge an bereits Bekanntes, wirkt jedoch in ihrer Gesamtheit mit den leicht fahlichen, einschmeichelnden und zum Teil feurigen Melodien neu und zeigt überall die leichte Hand und ungesucht strömende Erfindungsgabe des erfolgreichen Operettenkomponisten. Das Libretto ist im Vergleich zu vielen anderen Operettentexten nicht so übel, wenn auch die unvermeidlichen Zitate an Schlagern und ähnlichem den beabsichtigten moralischen Einschlag stark ins Kolportagehafte verzerren. Die äußerst geschickte, bühnentechnisch sichere Anlage des ganzen Stückes ist dazu angetan, ihm auf Operettenbühnen eine lange Lebensdauer zu verleihen. Die Operette ist ein Ausstattungsstück, verlangt eindrucksvolle und reiche Bühnenbilder, viele prächtige Kostüme, sie ist eine Mischung von Operette und moderner Revue. All diesen Anforderungen wurde die Darbietung unter Almans Regie gerecht. Die Bühnenbilder zeugten in Farbe und Architektur wie immer von Otto Hasses sicherem künstlerischem Geschmack. Unter den Darstellern traten besonders hervor Lissy Niemz als Gräfin Mariza und Otto Nerz (Graf Lassilo), der auch die gesanglich manchmal recht schwierigen Partien

kam und sich sichtlich amüsierte, war bald hergestellt. Von der Bühne flogen Luftschlangen in den Zuschauerraum, der Souffleur wurde von den Spielern zur Mithilfe angerufen, selbst der Kapellmeister bekam seine Rolle und wurde mit in den Trubel hineingezogen. Das lustige und ausgelassene Treiben und tolle Durcheinander auf der Bühne, die humorvoll angepasste Umrahmung, die grotesken Tänze, der vom Orchester kräftig unterstützte, schauerlich-schöne, herzenbezwingende kataphonische Schlußgesang, die Bemerkung auf dem Programm, daß der Umbau vom 2. zum 3. Akt auf offener Bühne stattfindet, eine Überraschung, auf die sich ein Teil des Publikums gespielt und sichtlich gefreut hatte — all das machte die Darbietung zu dem, was sie sein wollte: zu einer richtigen Karnevalsvorstellung.

Ks.

Bildungsausschuß Werdohl, 8. Abend. Der 8. Abend war der großzügigst angelegte des ganzen Winters. Wo sämtliche Orte der Nachbarschaft über schwachen Besuch klagten und darum mehrere der vorgesehenen Abende glatt absagen mußten, hatten sich in Werdohl am Volkstrauertag ungezählte Menschenmengen in der evangelischen Kirche zur Aufführung der „Schöpfung“ von Jos. Haydn eingefunden. Schon seit langen Jahren hat sich der Gemischte Chor Werdohl mit dem Bildungsausschuß zusammengeschlossen, und so erscheint das einzige große Konzert dieses Chores mit auf dem Programm des 8. A. Wenn es erreicht werden könnte — das sei kurz eingeflochten —, daß sämtliche künstlerischen Veranstaltungen von einer Zentralstelle aus geleitet würden, so wäre das ein sehr wünschenswerter Idealfall, an dem man hier

rüstig arbeitet. — Handn schrieb dieses Wert im hohen Alter, es entstand in den Jahren 1795—98. Der etwa 60 Takte umfassende Satz der Einleitung will die Vorstellung des Chaos geben, in welchem die Erde lag, ehe das Wort des Schöpfers erklang. Auf diese Einleitung folgt nun die Erzählung der Schöpfungsgeschichte. Den breitesten Platz im Oratorium nimmt der Bericht des sechsten Tages ein: die Erschaffung der lebenden Geschöpfe. Der Schlusschor „Des Herren Ruhm bleibt in Ewigkeit“ ist eine gewaltig empfundene Doppelfuge, kühn und reich entworfen, das äußerlich und innerlich reichste Stück des Wertes, ein würdiges, lange nachklingendes Abschiedswort nach einem großen Ereignis. Die Aufführung stand unter der straffen Leitung des Dirigenten Fritz Vormann, der uns schon so manche schöne Aufführung besichert hat. Sein Chor sang prächtig und paßte sich dem Wert unter seinen Händen so schmiegsam an, daß es eine wahre Freude war. Als ganz besonders gute Vokalumrahmung hatte man das Hagener städtische Orchester verpflichtet, das sich hier ein Ruhmesblatt erworben hat, das nicht so leicht zu verwischen ist. Von großem Glanz waren die Leistungen der Solisten. Frau Else Suhrmann-Gessentirchen brachte uns einen Sopran, wie wir ihn in Werdohl noch kaum gehört haben. Weich und tönend bis in die höchsten Lagen ohne Anstrengung. Ihre Stimmklarheit war schlechterdings nicht zu übertreffen. Ihre Glanzleistung war wohl die Arie des Gabriel im zweiten Teil: „Auf starken Fittichen schwingt sich der Adler stolz und teilt die Luft im schnellen Fluge zur Sonne hin“. Daneben standen unbedingt gleichwertig der Kölner Bariton Josef Niklaus und Hans Schubert-Meister (Tenor) aus Chemnitz. Ihr Zusammenfinden in den Terzetten und Duetten war so wunderschön, daß man sich auf leichten Schwingen hinübergetragen fühlte in eine bessere Welt. Der Gemischte Chor beginnt bereits sein nächstes Werk: „Die Glode“ von Bruch.

Bildungsausschuß Werdohl, 9. Abend. Dichter Wilhelm Scharrelmann, Bremen. Mit kühnem Griff hat es der Bildungsausschuß gewagt, auch einmal einen Dichter in sein Programm aufzunehmen, der noch nicht von der breiten Masse gekannt und anerkannt ist. In den letzten Jahren ist man aber in intellektuellen Kreisen mehr auf ihn aufmerksam geworden, und mit Recht. Wilhelm Scharrelmann ist ein Dichter, einer von jener weichen niederdeutschen Art, die in den heimlichen Gassen der alten Städte und im Endlosen der blühenden Heide daheim ist. Seine Weichheit ist das Bestimmende an ihm, sie deckt sogar seinen Humor mit einer leisen Decke verschleiender Verträumtheit zu. Trotzdem bringt er den schaffenden Ernst der Dichterkraft mit und weist uns ein gutes Stück empor über den Tag und das Wert zu legen. Er weckt uns nur sorgfamer aus dem Schlaf, in den uns das Leben der Straße geholt hat, greift nicht hochfahrend und stürmisch in die Abwidlung unserer Zeit ein, sondern beschwichtigend und vertrauend. Er wartet gleichsam geduldig auf das Ende unseres seelischen Schlummerns, auf die Stunde der Selbsterhebung, der Befinnung, auf das noch vor uns liegende Land. Wilhelm Scharrelmann, kein eindringlicher Dichter im Sinne des Lehrhaften, und dennoch tritt seine behutsame Art viel schneller und eindringlicher in die innerste Stube der Seele, als je ein lauter lärmender Musikant es tut. Ein überzeugender Schwung birgt sich in diesem leisen Blut. Man lese Sätze wie diese: „Seine Aufgabe erkennen, die für jeden besonders liegt, erkennen und zugreifen, das ist alles und vielleicht das Wertvollste, was uns geschenkt werden kann.“ „Was ich durch Euch und die andern, die mir halfen, zu mir selbst zu kommen, gewann, nehme ich als etwas Unverkürzbares mit mir in meine Mannesjahre: daß

das Glück des Lebens nicht in der Erfüllung liegt, sondern in der Kraft, mit der Dinge Herr werden, die stärker zu sein scheinen als unser Herz und unser Wollen.“

Die Sätze stammen aus „Den Tälern der Jugend“, dem jüngsten Wert Scharrelmanns. Sie legen uns seinen ungebeugten Sinn tief ins Vollbringen. Ja man hat's leicht, mit diesem Dichter zusammen zu gehen. Die linde Hand, die seine Bilder zeichnen, gibt dem überwindenden Wunsch, am ehesten den gestaltenden Mut. Sein Griffel schmeichelt uns Form und Wesen in den fühlenden Willen hinein.

Diesen Dichter muß man lesen, um seiner eigenen Inbrunst ein Stückchen näherzukommen, muß mit ihm „Rund um Sankt Annen“ in die Geheimnisse und Offenheiten der stillsten, engsten und wüßlichsten Gäßchen der alten Seestadt Einblick tun, um ein wenig von der Tapferkeit der Fischkalenleute zu gewinnen, die ihre kleinen und großen Beschwerden und engen Schicksale mit der Gelassenheit tragen, die ihm selbstverständlich scheint; oder man muß ihn in die „Täler der Jugend“ begleiten, auf den Lebensweg des Schlosserlehrlings und heimlichen Künstlers, auf die Werft, nach Worpsswede, in den bayrischen Wald und nach München und weiter, weiter. Nie steht das Herz still, nie raften die Füße, hier quillt von hohem Ausblick ein lebensfröhlicher, zukunftswirkender Strom kensfester Menschlichkeit in die Ebenen abwärts.

Scharrelmanns Wert verdient einen weiten Kreis ehrfürchtig Schauender, „damit in der Welt der Tränen, getäuschten Hoffnungen und Entbehrungen das Lächeln nicht aussterbe“. Aber auch nicht der stille Trost, aufwärts zu wandern.



Königin Luise von Preußen

Luise, Königin von Preußen. Vor 150 Jahren, am 10. März 1776, erblickte Luise, die Mutter des ersten deutschen Kaisers, in Hannover als Tochter eines mecklenburgischen Prinzen und englischen Statthalters das Licht der Welt. In einer Zeit größter politischer Hochspannung wurde sie die Gattin des preussischen Kronprinzen, des Neffen Friedrichs des Großen, des nachmaligen Königs Friedrich Wilhelm III. Die Zeitgenossen rühmen den Glanz ihrer Erscheinung, „wie sie gesenkten Hauptes durch die Säle schritt“. Das großartige Gemälde Ludwig Richters im Kölner Museum führt uns ihre Erscheinung lebendig vor Augen, wenn auch die Gesichtszüge nicht ganz ähnlich sind, wie Kaiser Wilhelm I. bei der Besichtigung äußerte. Er-

innerungen mancherlei Art knüpfen sich an den Namen der jugendfrohen, geistig regsamten Prinzessin in Broich (Mülheim an der Ruhr) und an den Ort Neuluisendorf am Niederrhein, der seinen Namen ihrer Fürsorge für vertriebene pfälzische Protestanten verdankt. Auch an Frankfurt, wo sie den Krönungen der letzten deutschen Kaiser als Gast der Frau Rat Goethe bewohnte. Ihre Lebenslust wurde nach ihrer Vermählung in dem kalten, prosaischen Berlin stark gedämpft, und manche Blütenessäume und deutsche Schwärmerei hat sie dort begraben müssen. Aber die Einfachheit und Natürlichkeit ihres Auftretens am Berliner Hofe und auf ihrem Gute Pareß bei Potsdam gewannen ihr im Fluge aller Herzen.

In dieses Stilleben fiel die Heraufkunft Napoleons, die Zertrümmerung Deutschlands und die Niederwerfung Österreichs, und diesen Ereignissen, denen Friedrich der Große wohl Meister geworden wäre, stand ihr Sattel plan- und haltlos gegenüber. Als nun der Zusammenbruch und das Unglück ohne Ende kam, floh Luise an der Seite ihres Gemahls von Ort zu Ort bis nach Memel, wo sie nach Überwindung eines schweren Nervenfiebers bei schneidender Wintertälte in einer elenden Hütte Rast fand. Wenn sie sich bisher nicht um Politik ge-

kümmert hatte, so trat sie am 6. Juli 1807 Napoleon, dem Berschmetterer Preußens, mutvoll entgegen. Ihr demütiger Bittgang war zwar vergebens, aber der rücksichtslose, hämische Korse hat dennoch später stets mit der größten Hochachtung von ihr gesprochen. In feuriger Vaterlandsliebe ließ sie jedoch den Mut nicht sinken, was Heinrich v. Kleist in die schönen Worte gefaßt hat:

„Die trotz der Wunde, die ihr Herz durchschneidet,
Uns stets der Hoffnung Fahne vorgetragen.“

Ihr größtes Verdienst ist es aber, dem größten und verdienstvollsten deutschen Staatsmann, dem rheinischen Freiherrn von Stein, der wegen seiner hervorragenden Geistesgaben nicht nur von Napoleon, sondern auch von der Berliner Hofdamenbittlerin bitter gehaßt war, die Wege zur Verwirklichung seiner großen Gedanken geebnet zu haben. Frohlockend ruft sie aus: „Stein kommt, und mit ihm geht wieder etwas Licht auf. Großen Herzens, umfassenden Geistes, weiß er viele leicht Auswege, die noch verborgen liegen.“ Zwar erkaltete ihr Verhältnis zu Stein später, und Luise war wetterwendisch genug, ihn fallen zu lassen, als er von Napoleon vertrieben wurde. Aber in seinem Sinne hat sie stets weiter gewirkt. Klingt es nicht wie ein Wort von heute, wenn sie ausruft: „Ich glaube an eine sittliche Weltordnung, diese sehe ich in der Herrschaft der Gewalt nicht; deshalb bin ich in der Hoffnung, daß auf die jetzige böse Zeit eine bessere folgen wird. Ich finde Trost, Kraft, Mut und Heiterkeit in dieser Hoffnung. Ist doch alles in der Welt nur Abergang! Wir müssen durch. Sorgen wir nur dafür, daß wir mit jedem Tage reifer und besser werden!“ Sie war es, die ihren mutlosen Gatten immer wieder emporriß, seine trüben Tage mit hellem Licht erfüllte und — ihm zehn

Rinder gebat. Alle diese Eigenschaften zusammengenommen erklären ihre unauslöschliche Volkstümlichkeit, wie sie wohl kaum irgendeine andere Königin jemals errungen hat; und wie sich an ihre liebreizende Gestalt damals die Hoffnung der Vaterlandsfreude anklammerte, so ist in der trostlosen Erbärmlichkeit der Gegenwart die Erinnerung an diese hochherzige Frau nicht nur, sondern auch an manche Gestalten ihrer Zeit, an Stein, Fichte, Jahn, Arndt, Görres, Heinrich v. Kleist, Schiller und andere ein Trost, ein Labsal und eine Hoffnung. In der „Natürlichen Tochter“ III, 4 hat ihr Goethe ein Denkmal gesetzt, das sich ihrer Verewigung durch Shadow und Rauch würdig zur Seite stellt:

„Du warst, du bist, die Gottheit hatte dich
vollendet einst gedacht und dargestellt;
So bist du teilhaft des Unendlichen,
des Ewigen, und bist auf ewig unser!“

Die lange Reihe von Aufregungen, Demütigungen und Enttäuschungen hatten nicht ihren Geist, wohl aber ihren Körper gebrochen, und sie erlag, kaum vierunddreißig Jahre alt, diesen Kümmernissen mit einer Lungenentzündung und einem qualvollen Herzleiden bei einem Besuch bei ihren Verwandten in Mecklenburg. Das Verhängnis hat es gewollt, daß sie die Tage der einmütigen Erhebung und der Befreiung von dem Joch der Fremdherrschaft, die sie wie kaum jemand anders mit vorbereitet hatte, nicht selbst erlebt hat. Aber dennoch hat ihr Bild, wenn sie auch schon dem Erdenleben entrückt war, damals Tausende und aber Tausende zum Kampf für das Vaterland begeistert, und ihr Andenken wird unauslöschlich sein. v. W.

Eine dreitausendjährige Eiche*

Von Wilhelm Schuster

Der Wald als Hüter und Schützer der Naturdenkmäler aus grauer Vorzeit

Grüne Lichtung! In der Mitte
Stand die graue Donnersäule,
Riesenhaut vor all den Niesen
Auf und ab im Waldbereiche.

Gehr und breit wie Tempelhallen
Wölbte sich das Altgeschlinge,
Altgeweiht, von Frevlerhänden
Nie verletzt mit Beil und Klinge.

Denn nach Sag' und Völkerglauben
War sie eines Gottes Eigen.
Der da rauscht im dunklen Wipfel,
Der da weht in Stamm und Zweigen.

Weber, Dreizehnhunden.

Eine solche uralte, heilige, dreitausendjährige Eiche, unter der die alten Germanen schon ihr „Mal“ (Volkssversammlung) abgehalten haben, steht heute noch. Sie befindet sich bei Heubach an der Rhön.

Noch viel mehr! Längst, ehe die Germanen ins Land kamen, stand sie. Sie ist 1000 Jahre älter als Cäsar. Demnach hat sie lange, lange gestanden, ehe Christus geboren wurde, lange, bevor Rom gegründet wurde, und auch schon vor dem Bestehen des alten Griechentums. Ur und Wisent haben unter diesem Baum ihren Wechsel gehabt; manches Mal mag ein riesiger Urstier an seinem Stamm die Bauchflanke oder den Widerrist gescheuert haben, um die dicke Winterwolle in Floden abzustreifen zur Lenzeszeit; denn zur Zeit des Urs und Wisents war diese Eiche schon ein mächtiger, starker, ja alter Baum. Der Elch und der Riesenbirsch sind unter ihm hergezogen, und damals hatte der deutsche Elchbulle, der „grimme Schelch“, noch ein riesiges Geweih von fast zwei Metern Stangenweite, dessen Auslage aber bei den noch mächtigeren Vorfahren der Eiszeit noch größer war (2½—3

Metern). Wieviel hundert Mal hat sich der Luchs auf jener alten Eiche geduckt und die Wildkaze! Und was Cäsars Augen nicht erschaut haben, wovon er nur berichtet, das hat die Eiche noch erlebt: daß Rangifer, das Rentier, sich als Eiszeitrest und Waldrenn im deutschen Wald — *Hercynia silva* — tummelte, wie noch heute einige Rentiere Waldtiere sind, so das sibirische und das finnische und einige in Amerika, während das Rentier 12000 Jahre vorher, zu Ende der Eiszeit und in der Nacheiszeit, Steppentier war. Den Bär, den Wolf und den Biber hat die Eiche geschaut. Der Schwarzstorch und der Steinadler horsteten wahrscheinlich auf dieser Eiche, und zwar abwechselnd, je nachdem der eine oder andere zur Stelle war, in einem Jahrhundert mal dieser, im anderen mal jener, wie es gerade kam. Schreiadler kamen in der herbstlichen Zugzeit vorüber, See- und Flußadler. Der Uhu horstete im hohlen Ast. Im Buschwerk krauchte eine merkwürdige Drossel herum, die Schwarzzeildrossel, die wir Nachkommen heute nicht mehr haben, sie ist jetzt Sibirierin, die aber damals noch in Deutschland vorkam. Der Waldrapp oder Eremit blockte auf den Zweigen der uralten Eiche. Ja, sie hat noch den Torsfhund erlebt, den ersten Haushund der Menschen, einen gelben Spitz (vom Schafal), und ebenso den Wolfshund der Steinzeitmenschen.

Lange danach verehrten unter ihr die deutschen Altvordern den Allvater Wotan, den Ewigstillen und „Niegesehenen“. Sie beteten zu Balbur, dem Lichtgott, schönsten aller Asen. Hier lagerten die freien Männer an geweihtem Ort, „unter der heiligen Eiche, am heiligen Stein“. Hier wurde zur Ermittlung der Wahrheit der Eid gebraucht, der Beklagte hatte Eideshelfer, die ihre Hand unter der seinigen auf das Heiligtum legten, wenn er den Schwur sprach. Die Aldermänner, Gaugrafen, der Herzog kamen hier zusammen.

Es ist doch etwas Rührendes, ja Heiliges, daß wir Zeugen solcher Vergangenheit noch unter uns haben. Der Hüter und Schützer Wald hat uns diese Naturdenkmäler bewahrt.

* Diese Betrachtung ist ein Auszug aus dem im Verlage „Deutscher Wald“, Hamburg 12 erschienenen 8. Waldbuch: „Geheimnisse des deutschen Waldes“, Waldrätsel und Waldbühnen. Neue Forschungen und Entdeckungen von Wilhelm Schuster, Ehrenmitglied naturforschender Gesellschaften und ornithologischer Vereine.

Francis Bacon, Baron von Verulan, Vicomte von St. Alban, berühmter englischer Staatsmann und Philosoph, starb vor nunmehr 300 Jahren, am 9. April 1626, in Zurückgezogenheit. Geboren am 22. Januar 1561 in London, stieg er als Advokat und Parlamentsmitglied rasch im Staatsdienst empor und wurde 1618 unter Jakob I. Großkanzler. Er war ein vielseitig begabter, reich veranlagter Geist und ein Mann von ganz hervorragenden Kenntnissen auf allen Gebieten. Sein besonderes Verdienst ist die Bekämpfung der scholastischen

und Empfehlung der experimentellen und induktiven Methode, worüber er geistreiche Werke veröffentlichte. Was Bacon für uns Deutsche besonders bemerkenswert macht, ist die Tatsache, daß man ihn für den eigentlichen Verfasser der Dramen von Shakespeare hält, die in keinem Lande der Erde so sehr geschätzt werden wie bei uns. Hervorragende englische, amerikanische und deutsche Schriftsteller haben sich eingehend mit dieser Frage beschäftigt, und der stichhaltigste Grund der gegen die Verfasserchaft Shakespeares von ihnen angeführt wird.

ist wohl der, daß ein recht junger Fleischerssohn aus einem unbedeutenden englischen Städtchen unmöglich über diese Fülle von geschichtlichen Kenntnissen aus verschiedenen Ländern und die tiefe Kenntnis der menschlichen Natur und gesellschaftlichen Verhältnisse verfügt haben könne, wie sie in den angeblich Shakespearischen Schauspielen zutage treten. Von Shakespeare wissen wir nur, daß er als junger Mann in London Schauspieler war und daß von seinen vermeintlichen Dramen nicht eine einzige, auch nicht die kleinste Handschrift vorhanden ist. Es besteht die begründete Vermutung, daß dieser Shakespeare überhaupt nicht lesen und schreiben konnte, und es ist zweifelhaft, ob die paar Blättchen Papier, die man mit seiner Unterschrift vorzeigen kann, wirklich von ihm herrühren. Ein solcher Dichter hätte doch auch sicherlich Briefe geschrieben, aber wir finden von ihm nicht eine einzige Zeile. Bacon aber, der tiefe Denker, der wegen seiner hervorragenden Kenntnisse und seines scharfen Verstandes eine ganze Rote von Feinden und Neidern hatte, wie das immer der Fall ist, wagte es nicht, seine Ansichten und großen Gedanken unter seinem eigenen Namen zu veröffentlichen, weil es ihm, dem Gebasteten und Gefürchteten, nach dem damals üblichen einfachen Verfahren vielleicht den Hals gekostet hätte. So nahm er den unwissenden Shakespeare als Strohmann und vernichtete seine Handschrift nach der Drucklegung. Unser Landsmann, der bereits verstorbene Kaufmann Bruno Celso, der nicht den eigentlich gelehrten Kreisen angehörte, sagte in seiner Schrift zur Lösung der Bacon-Shakespeare-Frage und die Folioausgabe vom Jahre 1623 in der Vorrede u. a.: „Jedem Gebiet der Geistesfähigkeit, sei es Wissenschaft oder Kunst, vermag es zum Segen zu gereichen, wenn ihm von Zeit zu Zeit frisches Blut zugeführt wird; ich brauche nur an den anfänglich so arg angefeindeten, für Homer begeisterten Kaufmann Schieman zu erinnern, der mit seiner Aufdeckung Trojas der ganzen Altertumforschung neue Bahnen öffnete. Bei der Bacon-Shakespeare-Frage ist die Stellung des Rätsellösers weniger schwierig: längst war es aus inneren Gründen zur höchsten Wahrscheinlichkeit geworden, daß Bacon der wirkliche Dichter der großen Dramen sei, und es fehlte nur das letzte Wort des vermummten Meisters selbst: „Ich, Francis Bacon, bin der Verfasser!“ (Celso meint hiermit die Geheimschrift, die in dem Druck der erwähnten Folioausgabe durch Umstellung von Buchstaben enthalten ist.)

Diese Erklärung ist jetzt vorhanden, und es ist vergeblich, sich gegen diese Gewißheit zu sträuben. Trotzdem wird die Wahrheit nicht ohne einen letzten Kampf siegen, denn im aufgeklärten Deutschland durfte bis zum heutigen Tage jeder Glaube angezweifelt werden, nur nicht der von der Gelehrsamkeit immer wieder bestätigte Glaube an den Mann aus Straßburg, als den Verfasser der unsterblichen Dramen. Das so lange angebetete Idol wird selbst durch den Wetterstrahl dieser Enthüllung nicht zerschmettert werden. Aber die enthüllte Wahrheit kann nicht aus der Welt geschafft werden.“

Auch an anderen Zweiflern an der Verfasserschaft Shakespeares hat es nicht gefehlt, denn R. Bleibtreu stellt den Grafen Roger Putland als den Verfasser der Dramen hin. — Man mag nun dazu Stellung nehmen, wie man will, jedenfalls ist die Shakespeare-Frage ein großes Rätsel in der Geschichte der Schriftkunde. v. W.

Joseph Lanner vor hundertfünfundzwanzig Jahren geboren. Im Zeitalter der modernen Tanzhopserei vergißt man allzu leicht eines Mannes, der in der Geschichte der Tanzkomposition eine nicht ganz unwichtige Rolle spielt. Denn Joseph Lanner — geboren am 12. April 1801 zu Wien, gestorben am 14. April 1843 zu Oberdöbling bei Wien — hat als eines der wichtigsten Verbindungsglieder in der Entwicklung des Walzers zu gelten. Er war es, der dem Walzer die große Form gegeben hat, die auch die Grundlage des Johann Straußschen Schaffens bildet. Aber der stille Mann war nicht so ehrgeizig wie sein bekannterer Kollege: beim Musizieren im lauschigen Kongertgarten fühlte er sich beglückter als im rauschenden Ballsaal. Und doch sind seine Walzer durchaus echte Tanzmusik. Stiller und behäbiger geben sie sich als Straußsche Walzer. Ein wenig Melancholie ist ihnen eigen. Und doch steckt hier gesunde Volkstun: ein echtes Stück Wien. Einer dieser Tänze — eine Verherrlichung seiner Heimat und ihrer Bewohner — wird so lange lebendig bleiben, wie nur noch irgendeiner Freude an der Poesie des Tanzes findet: die immer noch jugendlichen und unergänglichen „Schönbrunner“. C. H.

Zahlungsnot und Poesie. Als ich in diesem Spätsommer in den Bergen Erholung suchte, fand ich auf einem sehr leicht besteigbaren und darum vielbesuchten Bergesriesen recht merkwürdige Eintragungen im Gipfelbuch. Es spiegelten sich nämlich aus verschiedenen Niederschriften alle finanziellen Schwierigkeiten, unter denen unser Wirtschaftsleben leidet, wider. Von einem Sommerfriseur, der die Sorgen um sein Schuldkonto auch in den wenigen Tagen der Erholung nicht loswerden konnte, war ein Stohseufzer niedergeschrieben. Vielleicht war der Schreiber auch einer von den leichtfertigen Schuldnern, den nun während seiner Gipfelrast, die bekanntlich auch den oberflächlichsten Menschen zur Sammlung und zum Innegehen bestimmt, zum ersten Male ernstliche Gedanken über seine

Schulden plagten. Der nächste Wanderer, der sich im Gipfelbuch zu verewigen suchte, war von einem anderen Schläge, er mußte seinen Empfindungen über die gewaltige Erhabenheit der ihn umgebenden Natur Ausdruck verleihen. Aus diesem Grunde wahrte er einen ziemlichen Abstand von der ihn wahrscheinlich höchst gewöhnlich anmutenden Eintragung des seufzenden Schuldners.

Dieser freie Raum lockte aber später einen anderen Bergsteiger, dem Zahlungsorgen scheinbar auch nicht fremd waren, ebenfalls zu einer Meinungsäußerung.

Sich auf ein altes Sprichwort berufend, legte schließlich noch ein Dritter einen Briefbogen an diese Stelle in das Gipfelbuch und ergänzte darauf die Ansichten seiner Leidensgenossen.

Alle drei Meinungen widerlegte aber — wenigstens nach seiner Ansicht — ein vierter Wandersmann.

Der erste schrieb, indem er Schiller parodierte:

„Das Leben ist der Güter höchstes nicht,
das größere Übel aber sind die Schulden!“

Darunter der zweite:

„Die Schulden sind der Übel größtes nicht,
das größere Übel ist die Zahlungspflicht!“

Und der dritte:

„Auch diese ist der Übel größtes nicht,
denn übler ist noch der daran,
der zahlen soll und doch nicht zahlen kann!“

Während der vierte mit anderen Sorgen, der vielleicht durch jüngste Erfahrungen arg verstimmt war, folgende Ansicht kundgab:

„Es ist nicht wahr, denn ihr seid schlecht,
des Lebens Not kenn ich erst recht:
Euch Schuldner kümmern Schulden nicht,
ihr lacht dem Gläubiger ins Gesicht,
am schlimmsten geht es diesem oft,
weil er umsonst auf Zahlung hofft!“

Diese poetischen Ergüsse meiner vorangegangenen Sommerreisenden lösten in mir die Erinnerung an ein Lied aus meiner Studentenzeit aus: „Ich kenne eine Kurve . . . die Zeit ist die Abzisse, das Geld die Ordinat“. Den letzten Vers konnte ich mich nicht enthalten auch noch auf den Briefbogen in etwas abgeänderter Form niederzuschreiben, gleichsam zu meiner eigenen Verwarnung:

„Es ist die alte Leier, bekannt der ganzen Welt,
Das Leben ist zu teuer, zu selten ist das Geld!
Dies zeigt auch dies Geschreibe deutlich und scharf,
man soll nicht mehr verpußen, als man verpußen darf!“

Kl.

Johann Peter Eckermann, der getreue Goethejünger, und sein Werk, die „Gespräche mit Goethe“, nach Nießches Ausspruch das beste deutsche Buch überhaupt, stehen seit die große wissenschaftliche Debatte über die Glaubwürdigkeit seines Goethebildes durch die Nachricht von Prof. Houbens bedeutsamen Funden in ein neues Stadium trat, im Mittelpunkt des Interesses der literarischen Welt. Und es war in der Tat ein Ereignis, dieser glückliche Fund des bekannten Literaturforschers, die lange verschollen geglaubten Tagebücher Eckermanns ans Licht zu ziehen, Dokumente, die Eckermanns Glaubwürdigkeit und zugleich künstlerische Überlegenheit ins hellste Licht stellen. Lassen wir Houben selbst zu Wort kommen; in seiner soeben bei Brockhaus erschienenen Neuausgabe der „Gespräche“ findet sich im Nachwort ein Abschnitt, „Eckermanns Rechtfertigung“ überschrieben, worin er die jüngsten Ergebnisse der Forschung zum erstenmal verwertet und eine wahrhaft „produktive Kritik“ im echt Goetheschen Sinne auf die „Gespräche“ anwendet. „Würde Eckermann“, so lesen wir da, „heute vor Gericht gestellt und peinlich darüber verhört, ob dieses oder jenes Gespräch mit Goethe so, wie es überliefert, auch restlos an dem betreffenden Tag stattgefunden habe, so würde er, von seinen Tagesaufzeichnungen im Stich gelassen, jedenfalls in Verlegenheit geraten und erklären müssen: »Daß dieses Goethewort an jenem Tage fiel, kann ich nicht beschwören; aber das selbe und ähnliches hat mir Goethe sehr oft gesagt, Hauptgegenstände unserer Gespräche wie die »Farbenlehre«, »Faust II« u. a. sind wohl hundert- und mehrmal erörtert worden; heute fiel diese, morgen jene charakteristische Wendung; die eine schrieb ich damals sogleich nieder, die andere lehrte bei Goethe so oft wieder, daß sie mir in Fleisch und Blut übergang und fester Bestandteil meines Gedächtnisses wurde; in den Gedankengängen des Meisters war ich so zu Hause, daß seine eigene Ausdrucksweise mir zur zweiten Natur wurde. Was ich mir an wortgetreuen Wendungen heute oder morgen notierte, waren nur feste Anhaltspunkte ganzer Gedankentkomplexe, die bei jenen Wendungen noch nach Jahren in mir aufs neue lebendig wurden; sie beherrschten manchmal Tage und Wochen hintereinander unser Gespräch, wurden nach unberechenbaren Richtungen erweitert und vertieft, ihr wahrer Sinn ging mir oft genug erst nach solchen Wiederholungen auf, erst dann war ich imstande, ihnen die reife Prägung zu geben, die dem Meister selbst im ersten Gespräch keineswegs immer gelang. Ich kam

ja doch als halbgebildeter Autodidakt zu ihm; als er mir zum erstenmal Experimente der Farbenlehre vorführte, verstand ich kein Wort davon, und doch wurde ich später von ihm zum Herausgeber auch seiner naturwissenschaftlichen Schriften bestimmt. Alles das mußte ich in den zehn Jahren meines Beisammenseins mit Goethe erst lernen, dazu mußte ich eifrig studieren, oft genug war solch eine Unterhaltung fast ein Examen, das mich nur die großen Lücken meines Wissens erkennen ließ, und diese auszufüllen habe ich mich mit Goethes Hilfe redlich bestrebt. Hätte ich, besonders in den ersten Jahren, wo mir noch so vieles fremd war, über seine Worte regelrecht Protokoll führen wollen, dann hätte ich mich aus den unvermeidlichen Mißverständnissen später selbst nicht mehr zurechtgefunden! Die Reife, Goethes Gedanken in Goethes Worte zu kleiden, gewann ich erst durch das häufige Zusammensein mit ihm; was ich z. B. im ersten Weimarer Winter in den Briefen an meine Braut Johanna erzählte, erkannte ich nach Jahr und Tag oft genug als absurd, schief und geradezu falsch, da mir die Goetheschen Voraussetzungen dazu noch fernlagen; daher habe ich diese Briefe vernichtet, um nicht selbst zum Rolporteur meiner Irrtümer zu werden. Hätte ich euch die einzelnen Gesprächsbrocken, so wie ich sie mir oft notierte, überliefert, so hättet ihr im besten Fall einen Haufen von Mosaiksteinchen — das große Geheimnis ihrer Zusammensetzung aber wäre euch ewig verborgen geblieben!« Pf.

Aus einem alten Buch. Nachstehend seien drei Kapitel aus einem im Jahre 1782 erschienenen Buch mitgeteilt, die die naive Auffassung unserer Vorfahren vor jetzt etwa 150 Jahren beweisen. Die alte Schreibweise ist beibehalten worden. „Ein geheimes Naturkunststück, die Metalle wachsen zu machen. Es werden schöne weiße Kieselsteine, und ins besondere diejenigen, welche in den Flüssen gefunden werden, zu drey- bis sechsmal calcinirt, selbige allemahl in Wasser abgelöscht, damit sie davon mürbe werden, und von einander fallen, alsdann dieselbe recht zart und fein pulverisirt durch ein Haarsieb geschlagen, und mit drey Theilen guten Weinsalzes vermischet. Wenn solches geschehen, trägt man diese vermischte Masse vermittelst eines glühenden Schmelz-Tiegels in einen guten Wind-Ofen, läßt solche allzeit auf etliche Löffelvoll gut fließen, alsdann thut man alles nacheinander hinein, bis es gar ist. Wenn es nun recht untereinander geschmelzet, kan mans mit einem glühend gemachten Eisen wohl umrühren, und, nachdem es eine Stunde gut miteinander geschmolzen ist, den Tiegel herabheben, ihn erkalten, oder das Feuer im Ofen ausgehen lassen, so beginnt die Materie von selbst zu erkalten. So bald es erkalte, wird der Tiegel entzwey geschlagen, die Materie herausgenommen, welche ein weißes geschmolzenes Glas oder Schlacke ist; diese muß gröblich zerstoßen, und in Glas-Schaalen an die freye Luft, oder in den Keller gesetzt werden, damit solches fliegen möge, so wird man nach verlossener Zeit finden, daß sich die Kieselsteine alle mit aufgelöst, und an der Luft durch des Salzes Macht zu einem fetten und dicken LIQUORE geflossen sind. Dieser LIQUOR hat die Kräfte der ersten metallischen Anfänge in sich, nicht daß man behaupten wollte, dieses steinmachende Wasser wäre der Metallen-Saamen, mit nichten; sondern nur deren MATRIX in die Erde, indem hinlänglich genug bekannt ist, daß in solchen Steinen die Metalle gerne wachsen, und dieselbe gar öfters mit dergleichen subtilen Schwefel angefüllt sind. In solchen Stein-LIQUOREM nun lege man pulverisirt metallische Erze, daß solche damit angefeuchtet werden, so werden sie in ein besonderes Wachsthum gebracht werden, alsdann lasse man solches an der Luft, unbedeckt stehen, so wird man die obere Wirkung sehr stark darinnen verspühren, welche aber zu eines jeden Gutachten überlassen wird.“

Auch einen Weg zur Kupfergewinnung weist uns der noch vor drei Menschenaltern lebende Verfasser:

„Eines gewissen Naturverständigen geheime Kunst, das Eisen in das beste Kupfer zu verwandeln.“

Man pflegt Cyprischen blauen Vitriol zu nehmen, 2 Loth davon in frischen Wasser aufzulösen, und 1 Loth klein gefeiltes Eisen darzutun, so wird sich daselbe augenblicklich in das rothe Kupfer zu verwandeln. Diese SOLUTION nun kocht man bis zur Trockene ein, thut solches alsdann in einen kleinen Schmelztiegel, und läßt es mit ein wenig Potasche vor dem Gebläse zusammen fließen, so wird man ein schönes geschmeidiges Kupfer finden.“

Ueber die Stahlerzeugung finden wir folgendes:

„Noch ein anderes, (Kapitel) dem Eisen eine große Härte zu geben, und gleichsam zu Stahl zu machen.“

Man darf zu dieser Eisen-Arbeit Ellenlange eiserne Stänglein nehmen, sich einen Calcir-Ofen darzu machen lassen, dieselbe hinein legen, mit einem Pulver von büchenen Kohlenstaub, Ofenruß und gefeilten Röh- oder Ochsen-Hörnern, stratificiren, und ihnen 24 Stundenlang ein solches lustiges Calcir-Feuer geben, damit das

Eisen in solchen nur schwarz glüen möge, alsdann selbiges erkalten lassen, es heraus nehmen, und probiren, ob das Eisen hart, genug sey, worzu mans haben will, da sich dann der Nutzen davon wohl zeigen wird.“

Es sei geschlossen mit der Einleitung des Verfassers, die dieser seinen oft recht wunderlichen Rezepten und Mitteln vorangeseht hat:

„Ich schmeichle mir durch die Bekanntmachung dieser Blätter bey denen Lesern unendlichen Dank zu verdienen, indem darinnen solche Kunststücke entdedet werden, welche bisher verborgen geblieben sind. Eine allgemeine Menschenliebe und die Schuldigkeit, seinem Nächsten mit allerley Hülfsmitteln an Handen zu gehen, heißen mich das Verfahren solcher Personen verabscheuen, die ihre Geheimnisse öfters ihren eigenen Kindern verheelen, und solche gar dem Vulkan aufopfern. Hieraus werden also die verdienstvollen Leser meine wohlgemeinte Gesinnung erkennen, daß Ihnen einen ansehnlichen Vorrath von ganz besonderen geheimen Wunder-Curen an Menschen und Vieh, verborgener Entdeckung zukünftiger Dinge, wie auch verschiedener Heimlichkeiten der Natur und sinnreiche Erfindungen vor Augen lege, welche, wenn anders alle Umstände genau observirt werden, gewiß niemahlen fehlschlagen, sondern ihre kräftige Wirkung haben.“

Gebrauchen Sie also, meine Leser, diese Sammlung zu fernem Nachsinnen und merkwürdigen Nutzen, welches die größte Gefälligkeit ist, die Sie mir erzeigen können. - Leben Sie wohl.“

Der Rundfunk auf dem Brocken. Der höchste Berg Norddeutschlands und des Harzes, der Brocken, steht in einem eigenen Ruf. Geister sollen auf ihm haufen, und besonders in der Walspurgisnacht sollen Hexen dort ihr Wesen treiben. Das hindert allerdings nicht, daß alljährlich zahllose Scharen zum Gipfel hinauf pilgern und in dem gästlichen Brockenhaufe eintreffen. Das Haus hat während des ganzen Jahres Wirtschaftsbetrieb. Aber in der Herbst- und Winterzeit, wenn die Stürme über die kahle Gipfelfläche dahindrausen und hoher Schnee und Schneetreiben den Aufstieg erschweren, sind die Gäste gar selten und die Bewohner des Brockenhauses oft längere Zeit auf sich allein angewiesen. Daß sie da das Verlangen hatten, wenigstens durch den Rundfunk etwas von der Welt zu hören, kann nicht Wunder nehmen.

Etwas über zwei Jahre ist es her, da unternahmen zum ersten Male erfahrene Radiotechniker den Versuch, eine Rundfunkempfangsanlage auf den Brocken zu schaffen. Sie erbauten nach allen Regeln der Kunst eine Hochantenne, schlossen einen bewährten Mehrströhen-Empfangsapparat an, sorgten für eine gute Erdung, und als sie dann die Probe machten — waren sie enttäuscht. Möchten sie noch so viel nachsehen und regeln, es wollte nicht besser werden. In den Hören zischte und brodelte und trommelte es, als ob sich sämtliche Hexen des Brockenberges die Antenne zu ihrem Tummelplatz ausgesucht hätten, und von irgendetwas auch nur halbwegs brauchbarem Empfang konnte nicht die Rede sein. Es blieb nichts anderes übrig, als die Einrichtungen wieder abzubauen und ins Tal zu bringen.

Wenn sich aber die Geister des Brockenberges über das Mitzlingen des Unternehmens gefreut haben sollten, so war das voreilig. So leicht gaben die Menschen den Kampf gegen die Naturgewalten und die atmosphärischen Störungen nicht auf. Im Spätherbst des vergangenen Jahres unternahmen die Techniker auf Schneeschuhen einen neuen Zug auf den Brocken. Diesmal kamen sie besser gerüstet als das erste Mal. Hatten sie doch Zeit gehabt, Erfahrungen zu sammeln, und zudem befand sich unter der Ladung der Maultier-Schlitten, die sie auf den Gipfel hinaufbegleiteten, auch ein neues Empfangsgerät. Die Brockengeister mochten wohl wissen, daß es sich diesmal um einen ernstlichen Angriff handle. Je höher hinauf der Zug kam, um so unwirksamer wurden sie. Schärfer und schneidender piffte der Wind, und aus dem Nebel heraus segte den Wanderern der Schnee das Gesicht. Diese ließen sich jedoch nicht entmutigen und kamen trotz allen Widrigkeiten mit der Fracht auf den Schlitten am und im Brockenhaus an.

Hier begann bald eine emsige Tätigkeit. Eine lange Innenantenne wurde gezogen, eine gute Erdverbindung hergestellt und der Rundfunkempfänger, ein Neutrogerät von Siemens & Halske, empfangsbereit gemacht. Diesmal ging's sofort. Es war, als ob die bösen Geister, die atmosphärischen Störungen, nun, da sich im freien eine Antenne mehr befand, ihre Gewalt über die Anlage verloren hätten. Es gab einen guten Empfang, der natürlich entsprechend gefeiert wurde, und als im Aufnahmerraum des Rundfunksenders die Tanzkapelle ihre Weisen ertönen ließ, da tanzte man auch im Brockenhaufe danach. Viel zu früh für die Beteiligten hörte der Sender mit seiner Tanzmusik auf und die Lautsprecher in den Gasträumen, die so ansprechend zum Tanze gelockt hatten, mußten notgedrungen schweigen. Seit jenem Tage kann man auch auf dem Brocken Rundfunk hören, denn die Anlage ist auch weiterhin störungsfrei in Betrieb geblieben.

F. A. Buchholz.

Russische Verkehrs-Spezialisten zur Königsberger Frühjahrsmesse. Der russische staatliche Schiffsbau- und Schiffsbau-Entsendung zur Königsberger Frühjahrsmesse aus Leningrad seinen technischen Direktor Ingenieur W. P. Kostenko nach Königsberg. Von der Zentralverwaltung für den Seetransport wird Ingenieur Kurotschkin von der Hauptverwaltung des Binnenschiffahrtwesens, Oberinspektor Ingenieur Sedjuchin, nach Königsberg kommen. Ebenso entsendet das Volkstommissariat für Verkehrswesen und die Importabteilung des Autohandels- und Industrietrusts in Moskau ihre Vertreter dorthin.

Exkursion russischer Ingenieure und Industrieller zur Königsberger Frühjahrsmesse. Laut „Izwestija“ veranstaltet das Moskauer Büro der Ingenieure eine Exkursion zur Königsberger Frühjahrsmesse, die aus 30 Ingenieuren und 20 Arbeitern bestehen soll.

Die Industriekammer des Nordwestgebietes (Leningrad) hatte beschlossen, eine Gruppe Industrieller aus der Holz-, Textil- und Metall-Industrie, unter Führung eines Vertreters der Industriekammer, zur Königsberger Frühjahrsmesse zu entsenden.

Vom Kommissariat für Verkehrswesen besuchten der Auslandsbevollmächtigte des Kommissariats, Kirjanow, und Ingenieur Moros die Messe.

Gesolei. Die Ausstellung „Kunst und Sport, Kunst und Leibesübungen“ wird eine kleine, aber besonders gewählte Abteilung der Gesolei sein, wo gezeigt werden soll, was seit dem Beginn des vorigen Jahrhunderts auf dem Gebiete der Malerei, Graphik und Plastik geleistet worden ist. Erfreulicherweise ist es gelungen, große staatliche Institute zu Leihgaben zu bewegen; wir nennen an erster Stelle die Nationalgalerie in Berlin, ferner u. a. die Kunsthalle in Hamburg und das Rodin-Museum in Paris. Maler wie Liebermann („Alsterregatta“), „Polospieler“, Enevogt („Erabrennen“, „Boxkämpfe“), Renoir (sein Sohn Jean als Jäger) und viele andere werden in ihren Werken zeigen, wie der neue Rhythmus sportlicher Betätigung auch der Kunst eine Bereicherung ihrer Wirkungsmöglichkeit verlieh. In der Plastik werden Werke wie „Vollblüter und Jockey“ von Edgar Degas und der „Jack Dempsey“ von Ernesto de Fiori zeigen, daß der trainierte Muskelmann von heute der Kunst kein geringerer Vorwurf ist als ehemals die Athletengestalten, die Myron und andere Bildner der Griechen berühmt gemacht haben.

Gesolei. Samstag, 27. Februar, tagten in Düsseldorf in einer Versammlung die Einführenden sämtlicher Abteilungen der Versammlung Deutscher Naturforscher und Ärzte, um die große im September d. J. in Düsseldorf stattfindende Tagung vorzubereiten. Es ergab sich dabei, daß bereits heute eine namhafte Anzahl von Vorträgen angemeldet ist und daß in allen Kreisen und in allen Gegenden Deutschlands das Interesse für diese Versammlung ein besonders reges ist. Es ist ein starker Besuch der diesjährigen Naturforscherversammlung zu erwarten, zumal das Programm schon heute sowohl für die allgemeinen wie die kombinierten Sitzungen der Abteilungen höchst interessante Themen in Aussicht stellt. Es kommt hinzu, daß die „Große Ausstellung Düsseldorf 1926“ ja an und für sich schon eine starke Anziehungskraft ausüben wird.

Die Milch auf der „Großen Düsseldorfer Ausstellung“. Besonderes Interesse wird auf der Großen Ausstellung für Gesundheitspflege, soziale Fürsorge und Leibesübungen die Untergruppe „Die Milch vom Euter der Kuh bis zum Munde des Konsumenten“ erregen. Es werden in dieser Abteilung in erster Linie die Gewinnung der Milch, die zweckmäßigste Art der Behandlung der Milch, die Beeinflussung der Milch durch Bakterien sowie die Untersuchung der Milch durch den Tierarzt und Chemiker gezeigt werden. Außerdem werden die Einrichtungen vorgeführt, die rheinisch-westfälische Städte auf dem Gebiete der Milchversorgung getroffen haben, auch die vorbildlichen Einrichtungen der Milchversorgung der Stadt Mannheim werden dargestellt werden. Unter Hinweis auf die Bedeutung der Milch für die Volksgesundheit soll durch diese Ausstellung auch eine umfangreiche Aufklärung über den Wert eines verstärkten Milchgenusses erfolgen.

Die Große Düsseldorfer Kunstausstellung auf der Gesolei. Auf dem Gelände der Gesolei findet in diesem Jahre in dem neu errichteten Museumsbau eine vom Verein zur Veranstaltung von Kunstausstellungen veranstaltete Kunstausstellung statt.

Nach längeren Verhandlungen mit der Stadt haben die Düsseldorfer Künstler im Hinblick auf die überragende Bedeutung der Großen Ausstellung Düsseldorf 1926 den großen Kunstpalast für dieses Jahr der Gesolei überlassen und begnügen sich mit dem bedeutend kleineren Neubau. Aus diesem Grunde wird nur eine Schau von Werken Düsseldorfer Künstler gezeigt werden. Es steht zu erwarten, daß entsprechend der Bedeutung der Gesolei die Düsseldorfer Künstlererschaft sich in hervorragender Weise mit ihren besten Werken an der Ausstellung beteiligen wird. So wird eine verhältnismäßig kleine, aber auserlesene Kunstschau zustande kommen, die innerhalb der

Riesenausstellung nicht fehlen durfte. Eine Überleitung von der besonderen Kunstschau der Düsseldorfer Maler, Bildhauer und Architekten zu der Großen Ausstellung wird eine im Rahmen dieser Kunstausstellung untergebrachte kleine Sonderschau „Kunst und Sport, Kunst und Leibesübungen“ bilden.

Unser Titelfeld zeigt den Georgsbrunnen aus dem malerischen Rothenburg ob der Tauber nach einer Radierung von Thekla Dietrich-Weide. Ein recht stimmungsvolles Bild sind die Zechananlagen der Rheinische-Union im Schnee. — Die gemütvollste Zeit der Mitte des vorigen Jahrhunderts kommt in dem Bild nach dem Ölgemälde von Theodor Schütz trefflich zum Ausdruck. Das Original ist im Besitz von Frau Klara Wolf in Barmen. — Das Bild „Spaziergang vor dem Tor“ nach dem Original von Schwertfeger im Kölner Wallraf-Richartz-Museum gehört wohl zu den besten Illustrationen zu Goethes Faust.

An alle deutschen Vereine und Verbände. Alle deutschen Vereine außerhalb des Hoheitsgebiets des Deutschen Reichs werden gebeten, ihre Satzungen und sonstige Drucksachen, Programme, Festschriften, Jubiläumswerke, Erinnerungsblätter, Mitgliederverzeichnisse usw. dem Deutschen Ausland-Institut, Stuttgart, Charlottenplatz 1, einzusenden, und zwar nach Möglichkeit nicht nur die neuesten Auflagen, sondern auch weit zurückliegendes Material aus früheren Jahren und Jahrzehnten. In den Archiven des Deutschen Ausland-Instituts werden derartige Materialien sorgfältig gesammelt und verarbeitet. Die deutschen Vereine werden auch gebeten, über ihre Veranstaltungen regelmäßig dem Deutschen Ausland-Institut zu berichten, damit derartige Berichte in die Vereinschronik der Halbmonatschrift „Der Auslandsdeutsche“ aufgenommen und somit in der ganzen Welt bekanntgemacht werden können. Auch sind Bücher, die vom Deutschtum handeln, Karten und vor allem Bilder über das deutsche Vereins-, Schul- und Kirchenwesen hochwillkommen.

Technische Gedenktage für April

1. 4. 1871. Gründung der Werke von August Thyssen.
2. 4. 1905. Der Simplon-Tunnel feierlich eingeweiht, der, wie der des St. Gotthard, eine gerade Verbindung zwischen Deutschland und Italien herstellt.
4. 3. 1423. Endres Lucher in Nürnberg geboren. Von 1454—1476 war er Baumeister der Stadt und beschrieb seine Erfahrungen in seinem berühmten „Baumeisterbuch“.
6. 4. 1913. Adolf Slaby, Elektrotechniker auf dem Gebiet der drahtlosen Telegraphie, in Berlin gestorben.
6. 4. 1528. Albrecht Dürer, der große deutsche Maler, Zeichner und Baumeister, zu Nürnberg geboren.
7. 4. 1898. Otto Baersch, der Erbauer des Nord-OstseeKanals, gestorben.
8. 4. 1847. Geh. Komm.-Rat Dr.-Ing. e. h. Emil Rirdorf in Mettmann geboren.
8. 4. 1864. P. E. Martin erhält in dem von William Siemens erbauten Regenerativofen den ersten Stahl durch Zusammenschweißen von Schmiede- und Gußeisen.
10. 4. 1878. Julius Albert Vorsig, der Sohn des ersten Gründers der Fabrik, in Berlin gestorben.
10. 4. 1924. Hugo Stinnes abends 1/8 Uhr in Berlin gestorben.
13. 4. 1849. Der bayrische Unteroffizier Wilhelm Bauer faßt im Treffen von Düppel den Plan, ein Tauchboot zu bauen.
17. 4. 1790. Benjamin Franklin, der Erfinder des Blitzableiters, in Philadelphia gestorben.
18. 4. 1819. Friedrich List, der große und weitblickende Volkswirtschaftler, gründet einen Verein deutscher Kaufleute und Fabrikanten.
18. 4. 1873. Justus von Liebig, der Erfinder des Fleischextraktes, in München gestorben.
19. 4. 1906. Der Entdecker des Radiums, Curie, wird in Paris von einem Auto getötet.
21. 4. 1475. Die Kölner schießen über das Heer Karls des Kühnen hinweg, der Neuf belagert, an die verbündeten Bürger von Neuf hohle Geschosse mit schriftlichen Nachrichten.
24. 4. 1799. Einführung des Metermaßes in Frankreich.
25. 4. 1874. Guglielmo Marconi bei Bologna geboren. Er führt 1897 die drahtlose Telegraphie in die Praxis ein.
26. 4. 1812. Alfred Krupp zu Essen geboren.
27. 4. 1791. Samuel Morse, der Erfinder des elektro-magnetischen Telegraphen, zu Charleston geboren.



Aus „Faust“ I. Teil

Von Goethe

Vor dem Tor.

Spaziergänger aller Art ziehen hinaus.

Einige Handwerksburschen.

Warum denn dort hinaus?

Andere.

Wir gehen hinaus aufs Jägerhaus.

Die Ersten.

Wir aber wollen nach der Mühle wandern.

Ein Handwerksbursch.

Ich rat' euch, nach dem Wasserhof zu gehn.

Zweiter.

Der Weg dahin ist gar nicht schön.

Die Zweiten.

Was tust denn du?

Ein Dritter.

Ich gehe mit den andern.

Vierter.

Nach Burgdorf kommt herauf, gewiß dort findet ihr
Die schönsten Mädchen und das beste Bier,
Und Händel von der ersten Sorte.

Fünfter.

Du überlustiger Gesell,
Sucht dich zum dritten Mal das Fell?
Ich mag nicht hin, mir graut es vor dem Orte.

Dienstmädchen.

Nein, nein! ich gehe nach der Stadt zurück.

Andere.

Wir finden ihn gewiß bei jenen Pappeln stehen.

Erste.

Das ist für mich kein großes Glück;
Er wird an deiner Seite gehen,
Mit dir nur tanzt er auf dem Plan.
Was gehn mich deine Freuden an!

Andere.

Heut ist er sicher nicht allein,
Der Kraustopf, sagt er, würde bei ihm sein.

Schüler.

Bliß, wie die wadern Dirnen schreiten!
Herr Bruder, komm! wir müssen sie begleiten.
Ein starkes Bier, ein reizender Toback,
Und eine Magd im Puh, das ist nun mein Geschmack.

Bürgermädchen.

Da sieh mir nur die schönen Knaben!
Es ist wahrhaftig eine Schmach;
Gesellschaft könnten sie die allerbeste haben
Und laufen diesen Mägden nach!

Zweiter Schüler (zum ersten).

Nicht so geschwind! dort hinten kommen zwei,
Sind gar niedlich angezogen,
's ist meine Nachbarin dabei;
Ich bin den Mädchen sehr gewogen.
Sie gehen ihren stillen Schritt
Und nehmen uns doch auch am Ende mit.

Erster.

Herr Bruder, nein! Ich bin nicht gern geniert.
Geschwind! daß wir das Wildbret nicht verlieren.
Die Hand, die Samstags ihren Besen führt,
Wird Sonntags dich am besten kareffieren.

Bürger.

Nein, er gefällt mir nicht, der neue Burgemeister!
Nun, da er's ist, wird er nur täglich dreister.
Und für die Stadt, was tut denn er?
Wird es nicht alle Tage schlimmer?
Gehorchen soll man mehr als immer,
Und zahlen mehr als je vorher.

Bettler (singt).

Ihr guten Herr'n, ihr schönen Frauen,
So wohlgeputzt und backenrot,
Belieb' es euch, mich anzuschauen,
Und seht und mildert meine Not!
Laßt hier mich nicht vergebens leiern!
Nur der ist froh, der geben mag.
Ein Tag, den alle Menschen feiern,
Er sei für mich ein Erntetag.

Andere Bürger.

Nichts bessers weiß ich mir an Sonn- und Feiertagen,
Als ein Gespräch von Krieg und Kriegsgeschrei,
Wenn hinten, weit, in der Türkei
Die Völker aufeinander schlagen.
Man steht am Fenster, trinkt sein Gläschen aus
Und sieht den Fluß hinab die bunten Schiffe gleiten;
Dann kehrt man abends froh nach Haus
Und segnet Fried' und Friedenszeiten.

Dritter Bürger.

Herr Nachbar, ja! so laß ich's auch geschehn,
Sie mögen sich die Köpfe spalten,
Mag alles durcheinandergehn;
Doch zu Hause bleib's beim Alten.

Alte (zu den Bürgermädchen).

Ei! wie gepuht! das schöne junge Blut!
Wer soll sich nicht in euch vergaffen? —
Nur nicht so stolz! es ist schon gut!
Und was ihr wünscht, das wüßt' ich wohl zu schaffen.

Bürgermädchen.

Agathe, fort! ich nehme mich in acht,
Mit solchen Hexen öffentlich zu gehen;
Sie ließ mich zwar, in Sanct Andreas Nacht,
Den künft'gen Liebsten leiblich sehen.

Die Andere.

Mir zeigte sie ihn im Kristall,
Soldatenhaft, mit mehreren Verwegenen;
Ich seh' mich um, ich such' ihn überall,
Allein mir will er nicht begegnen.

Soldaten.

Burgen mit hohen
Mauern und Zinnen,
Mädchen mit stolzen
Höhnenden Sinnen
Möcht' ich gewinnen!
Kühn ist das Mühlen,
Herrlich der Lohn!
Und die Trompete

Lassen wir werben,
Wie zu der Freude,
So zum Verderben.
Das ist ein Stürmen!
Das ist ein Leben!
Mädchen und Burgen
Müssen sich geben.
Kühn ist das Mühlen,
Herrlich der Lohn!
Und die Soldaten
Ziehen davon.

Faust und Wagner.

Faust.

Vom Eise befreit sind Strom und Bäche
Durch des Frühlings holden, belebenden Blick;
Im Tale grünet Hoffnungsglück:
Der alte Winter, in seiner Schwäche,
Zog sich in rauhe Berge zurück.
Von dorthier sendet er, fliehend, nur
Ohnmächtige Schauer körnigen Eises
In Streifen über die grünende Flur;
Aber die Sonne duldet kein Weißes,
Überall regt sich Bildung und Streben,
Alles will sich mit den Farben beleben;
Doch an Blumen fehlt's im Revier,
Sie nimmt gepuhte Menschen dafür.
Rehre dich um, von diesen Höhen
Nach der Stadt zurück zu sehen.
Aus dem hohlen finstern Tor
Dringt ein buntes Gewimmel hervor.
Jeder sonnt sich heute so gern.
Sie feiern die Auferstehung des Herrn,
Denn sie sind selber auferstanden,
Aus niedriger Häuser dumpfen Gemächern,
Aus Handwerks- und Gewerbes-Banden,
Aus dem Druck von Siebeln und Nächern,
Aus der Straßen quetschender Enge,
Aus der Kirchen ehrwürdiger Macht
Sind sie alle ans Licht gebracht.
Sieh nur, sieh! wie behend sich die Menge
Durch die Gärten und Felder zerschlägt,
Wie der Fluß, in Breit' und Länge,
So manchen lustigen Nachen bewegt,
Und, bis zum Sinken überladen,
Entfernt sich dieser letzte Kahn.
Selbst von des Berges fernen Pfaden
Blinken uns farbige Kleider an.
Ich höre schon des Dorfes Getümmel,
Hier ist des Volkes wahrer Himmel,
Zufrieden jauchzet Groß und Klein:
Hier bin ich Mensch, hier darf ich's sein.

Wagner.

Mit euch, Herr Doktor, zu spazieren
Ist ehrenvoll und ist Gewinn;
Doch würd' ich nicht allein mich her verlieren,
Weil ich ein Feind von allem Rohen bin.
Das Fiedeln, Schreien, Regelschieben
Ist mir ein gar verhaßter Klang;
Sie toben wie vom bösen Geist getrieben
Und nennen's Freude, nennen's Gesang.

Künstliche Mißbildungen

Von Dr. E. Wasserloos, Essen

S in und wieder liest man in Zeitungen von neugeborenen Tieren mit zwei Köpfen oder zwei Hinterleibern. Der eine oder andere hat vielleicht schon derartige Mißbildungen gesehen, oft werden solche Monstrositäten zur Schau gestellt.

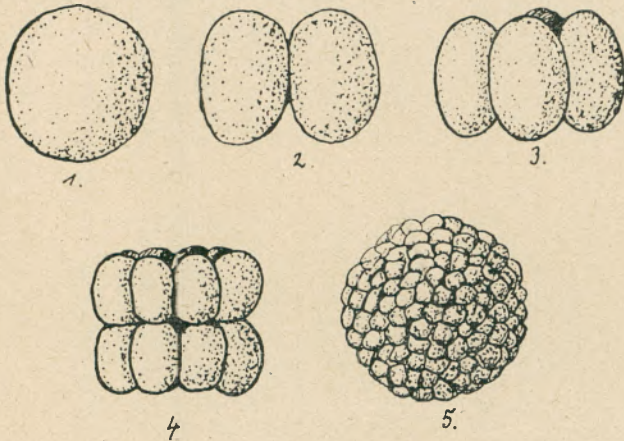


Abb. 1

Stadien der Eifurchung des Lanzettfischchens

Das dunkle Spiel der Kräfte, die bei dem Entstehen der Mißbildungen in Frage kommen, hat die neuere Lebensforschung (Biologie) zum Teil aufgehell't. Einiges von den Ergebnissen soll hier in kurzen Strichen dargestellt werden.

Diese Einführung in wissenschaftliche Probleme macht zunächst ein Eingehen auf ein paar Begriffe notwendig. In der Geschichte jeder naturwissenschaftlichen Forschung lassen sich drei Stufen unterscheiden. Am Anfang wissenschaftlicher Betätigung steht ein Feststellen der Naturvorgänge und der Naturobjekte und ein Beschreiben. Dem Beschreiben folgt das Vergleichen. Die vergleichende Methode in der Biologie kam vor allem im neunzehnten Jahrhundert in Anwendung und Blüte. Die dritte, höchste Stufe der Forschung ist die des Experimentes (Versuches), das bewußt angestellt und abgeändert wird, um in den Zusammenhang von Ursache und Wirkung einzudringen. Diese die Naturerscheinungen zergliedernde Methode hat man als *kausalanalytische* (nach den Ursachen zergliedernde) bezeichnet. Die die Vorgänge der unbelebten Welt untersuchenden Wissenschaften, die Chemie und die Physik, haben diese experimentelle Stufe der Forschung viel eher und schneller erreicht als die Biologie, in der erst am Ende der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts diese Forschungs-

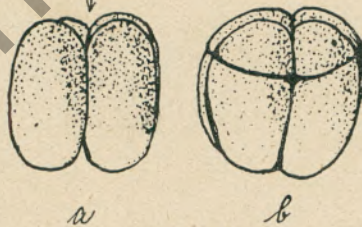


Abb. 2

Stadien der Furchung des Froscheies: a) Vierzellenstadium
b) Achtzellenstadium

richtung begann. Das ist nicht verwunderlich, denn das Spiel der Kräfte im Belebten ist viel verwickelter als das im Gebiet des Unbelebten. Die experimentelle Biologie entstand zuerst fast ausschließlich auf einem Teilgebiet, das einer näheren Umgrenzung und Charakterisierung bedarf.

Jedes Lebewesen, jedenfalls jedes höhere Lebewesen, geht aus der Vereinigung zweier Geschlechtszellen hervor, der Eizelle der Mutter und der Samenzelle des Vaters. Diese Vereinigung, die Befruchtung, findet entweder im Leibe der Mutter statt oder erst nachdem das Ei den mütterlichen Organismus verlassen hat und in irgendein Medium, z. B. das Wasser, abgesetzt ist. An die Befruchtung schließt sich eine Reihe von Vorgängen an, die gewissermaßen von ihr ausgelöst werden und die man als Entwicklung bezeichnet hat. Ihre Untersuchung ist Gegenstand der Lehre von der Einzelentwicklung (Ontogenie). Ihr gegenüber steht die Stammesgeschichte (Phylogenie), die die Entwicklung der einzelnen Lebewesen auseinander im Verlaufe der unendlich langen Zeiträume der Erdgeschichte aufzuklären versucht. Auf dem Gebiete der Einzelentwicklung (Ontogenie) entstand die experimentelle kausal-analytische Forschungsmethode. Man hat diese Art der Forschung daher als *Entwicklungsmechanik* bezeichnet; ob die Bezeichnung glücklich gewählt ist, bleibt dahingestellt. Dem Gebiet der Entwicklungsmechanik entstammen die Versuchsreihen, die hier in ihren

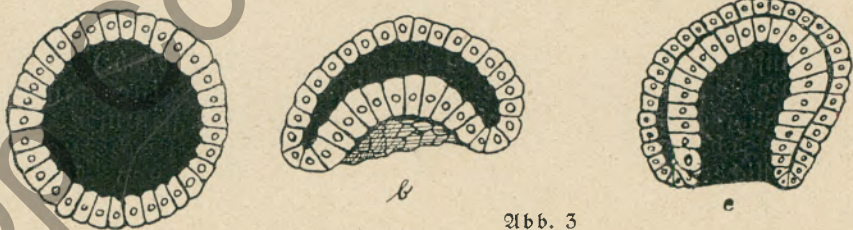


Abb. 3

Keimentwicklung des Lanzettfischchens (Amphioxus)
a) Blastula (Blasenkeim), b) und c) Gastrula (Becherkeim)

wesentlichen Ergebnissen dargestellt werden sollen.

Der Klarheit des Aufbaues wegen knüpfen wir an das schon erwähnte Stadium des eben schon befruchteten Eies an. Erst die Befruchtung löst ja die Weiterentwicklung aus. Das Ei ist für gewöhnlich eine fast runde oder länglichrunde Zelle. Nichts weiter als ein einziger der vielen Elementarbausteine, der Zellen, aus denen jeder Organismus, auch unser Menschenleib besteht; alle Lebensvorgänge sind Tätigkeiten von Zellen und alles Wachstum ist Vermehrung von Zellen durch Teilung. Aus der einen befruchteten Zelle werden durch Bildung einer Scheidewand deren zwei; durch weitere Teilung dann vier, acht, sechzehn usw. Die Ebenen der neuentstehenden Scheidewände liegen nicht unregelmäßig. Vergleichen wir die Zelle mit der Erdkugel, so geht die erste teilende Wand durch Nord- und Südpol; sie ist eine Meridianebene; die zweite dazu senkrechte geht auch noch durch Nord- und Südpol (in der Zeichenebene liegend). Abb. 1 gibt im Schema eine

Übersicht über die am Ei des Lanzettfischchens (*Amphioxus*) vor sich gehenden Teilungen, die man in ihrer Gesamtheit als Eifurchung bezeichnet. Erst nachdem vier Zellen entstanden sind (Abb. 1, Stadium 1, 2, 3), tritt eine dritte Scheidewand auf, die senkrecht zu den beiden ersten verlaufend in der Ebene des Äquators liegt (Stadium 4).

Dann folgen weitere Furchungen, so daß ein einer Brombeere nicht unähnliches, vielzelliges Gebilde 5 entsteht.

Nicht immer sind die einzelnen Zellen gleicher Größe. Gleichgroße Zellen ergeben sich nur dann, wenn der Dotter gleichmäßig innerhalb der Zelle verteilt oder die Zelle dotterarm ist. Die Eizelle enthält nämlich neben den gewöhnlichen Zellelementen Dottermassen, die gewissermaßen auf gespeichertes, konzentriertes Bildungsmaterial darstellen und zum Bau des werdenden Organismus dienen. Ist der Dotter mehr an den einen Pol der Zelle gelagert, so sind die bei Eifurchung an diesem Pol entstehenden Furchungskugeln größer. Solche Verhältnisse treten am Froschei auf (Abb. 2). An dem dotterreicheren, bei dem im Wasser schwimmenden Ei stets nach unten gelagerten helleren Pol sind die Zellen größer als an dem nach oben weisenden, durch Farbstoff schwarz gefärbten Pol (2b). Beim Fischei ist der Dotter einseitig nach dem einen Pol verlagert; er wird infolge des Widerstandes, den er bietet, nicht mehr in die Furchung einbezogen, so daß der werdende neue Organismus oben auf diesem dotterreichen Teil schwimmt. Die eigentliche Keimmasse ist zu einer kleinen Scheibe vermindert. Jungfische tragen zum Teil am Bauche noch Reste des Dotters in einem Dottersack. Auf weitere Einzelheiten der Furchung kommt es hier nicht an. Erwähnt sei noch, daß bei den Insekten ein ganz anderer Typ der Furchung auftritt.

In dem vielzelligen, einer Brombeere gleichenden Zellenhaufen bildet sich im Innern eine mehr oder minder deutliche Höhle, die Furchungshöhle, aus. Während der Teilung sind die Zellen immer kleiner geworden, es bildet sich — bei einzelnen Formen, z. B. beim Lanzettfischchen, recht deutlich — eine Form heraus, die man mit einem Ball vergleichen könnte, dessen Wandung aus einer Schicht von Zellen besteht. Man nennt

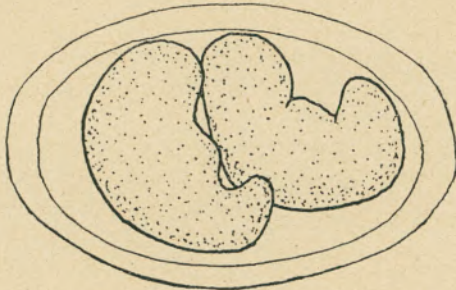


Abb. 4

Durchgeschnürtes Ei des gewöhnlichen Molches (*Molge taeniata*), Zwillingszelliges Gebilde 5

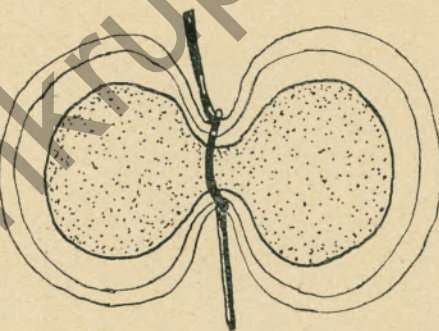


Abb. 5a

Ei des gewöhnlichen Molches, innerhalb der Eitapsel mit einer Haarschlinge eingeschnürt

dieses Stadium die „Blastula“ (Blasenkeime). In dieser Blastula treten bei einzelnen Tiergruppen mehr oder weniger deutlich Vorgänge auf, die zu einem zweischichtigen Keim führen. Für gewöhnlich tritt an dem Ball eine Eindellung ein, die sich mehr und mehr vertieft; es entsteht ein Gebilde, das man etwa bekommt, wenn man einen durchlöchernten Gummiball so stark eindrückt, daß sich zwei Schichten bilden. Dieses Stadium heißt „Gastrula“ (Becherkeim). Abb. 3 macht im Schema diesen Vorgang klar; der Keim des Lanzettfischchens ist mitten durchgeschnitten. Da zeigt a die Blastula, c die zweischichtige Gastrula. Die Höhlung im Innern der Gastrula wird als Gastralhöhle (Urdarm) bezeichnet; sie ist keineswegs mit der ursprünglichen Furchungshöhle identisch. Die in c nach außen führende Öffnung heißt Urmund (Blastoporus); sie wird später zum After. Man hat allerlei spekulative Gedankengänge in bezug auf die Abstammung und Verwandtschaft der Tiere an das Gastrulastadium geknüpft; sie kommen hier nicht näher in Betracht. Die ersten am befruchteten Ei auftretenden Furchungsebenen (Ebenen der neuen Zellwände) haben eine ganz bestimmte Lage in bezug auf das fertige Tier. Die erste — etwa beim Frosch, Abb. 2a — sich zeigende Ebene ist mit der späteren Symmetrieebene übereinstimmend, d. h. mit jener Ebene, die, durch die Mitte des Körpers verlaufend, ihn in zwei spiegelbildlich gleiche Hälften, die rechte und die linke, teilt. Wenn diese Symmetrieebene schon so frühzeitig auftritt, so sollte man meinen, daß dann bei einem zweizelligen Stadium die eine Zelle die linke, die andere die rechte Hälfte des fertigen Tieres bilden müßte. Würde man also die eine Zelle, etwa die linke, entfernen, so müßte ein Lebewesen entstehen, das nur die eine (rechte) Hälfte aufweist. Das ist nun keineswegs immer der Fall. Man hat bei Seeeggeleiern — die Furchung verläuft wie in Abb. 1 — die beiden Hälften eines Zweizellenstadiums voneinander getrennt — und aus jeder wurde eine normale Larve, die allerdings kleiner war als gewöhnlich. Die Ansicht, daß gewisse Teile der ursprünglichen Eizelle bestimmte Organe im Verlauf der Entwicklung hervorbringen, war mithin falsch. Mit den Versuchen ist man noch weiter gegangen; man hat die



Abb. 5b

Doppelköpfige Molchlarve (*Molge taeniata*). Ergebnis des Versuches in Abb. 5a

d. h. mit jener Ebene, die, durch die Mitte des Körpers verlaufend, ihn in zwei spiegelbildlich gleiche Hälften, die rechte und die linke, teilt. Wenn diese Symmetrieebene schon so frühzeitig auftritt, so sollte man meinen, daß dann bei einem zweizelligen Stadium die eine Zelle die linke, die andere die rechte Hälfte des fertigen Tieres bilden müßte. Würde man also die eine Zelle, etwa die linke, entfernen, so müßte ein Lebewesen entstehen, das nur die eine (rechte) Hälfte aufweist. Das ist nun keineswegs immer der Fall. Man hat bei Seeeggeleiern — die Furchung verläuft wie in Abb. 1 — die beiden Hälften eines Zweizellenstadiums voneinander getrennt — und aus jeder wurde eine normale Larve, die allerdings kleiner war als gewöhnlich. Die Ansicht, daß gewisse Teile der ursprünglichen Eizelle bestimmte Organe im Verlauf der Entwicklung hervorbringen, war mithin falsch. Mit den Versuchen ist man noch weiter gegangen; man hat die

Zellen eines aus vier Zellen bestehenden Seeigelkeimes voneinander getrennt; aus jeder entstand eine durchaus normale, allerdings kleinere Larve. Die Zelle, die normalerweise im Ablauf der Entwicklung nur einen Teil, einen bestimmten Organkomplex liefert, kann noch den gesamten Organismus bilden, wenn es nötig wird. Unter den ihm künstlich durch den Versuch zugefügten Schädigungen geht der werdende Keim nicht zugrunde. Er „reguliert“, bringt gleichsam sich selbst von innen heraus wieder in den richtigen Gang des Entwicklungsablaufs, wie wir eine Uhr durch unser Eingreifen regulieren; hier ist ja der Sinn des Wortes geläufig. Solche Regulationen treten auch ein, wenn man den Keim zwischen zwei Glasplatten preßt. Bei den Zellteilungen kommen dann die Zellen in eine anormale Lage; sobald der Druck aufhört, entwickelt sich eine normale Form. Wenn man beim zweizelligen Keim des Frosches die eine Furchungskugel durch Abstechen tötet, so entsteht für gewöhnlich ein halber, nicht lebensfähiger Embryo. Dreht man aber den gelblichen, dotterreicheren, schweren Pol nach oben, zwingt ihn in dieser Lage zu bleiben und bringt dadurch den Dotter zum Absinken und zur Neuverteilung, so entwickelt sich aus der verbliebenen, nicht getöteten Hälfte eine normale, allerdings um die Hälfte kleinere Kaulquappe. Die hier zur Regulation notwendige Neuverteilung und Neuorientierung des Dotters kann auch durch Zentrifugieren erreicht werden. Diese Tatsachen aus der experimentellen Forschung, die von dem kürzlich verstorbenen Wilh. Roux begründet und bereichert wurden, müssen hier genügen, so interessant auch manche Einzel Tatsache erscheinen möchte. Die für das Verständnis der künstlichen Hervorbringung von Mißbildungen notwendigen Grundbegriffe sind erläutert.

Ergebnis nicht überraschen. Bewirkt man aber die Durchschnürung nicht vollständig und beläßt den einzwängenden Faden am Keim wie in Abb. 5a, so ergibt sich eine Mißbildung, das doppelköpfige Wesen der Abb. 5b.

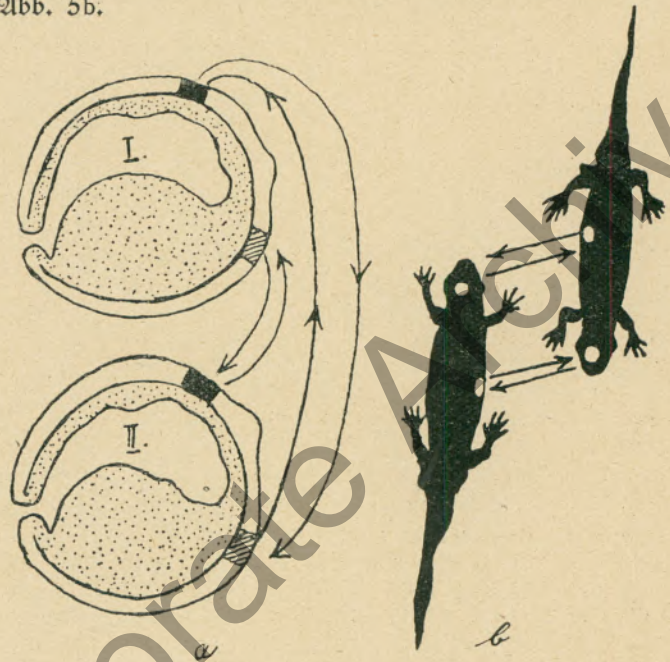


Abb. 7

Schema der Gewebsüberpflanzung.

- a) Wirklich durchgeführte Übertragung an Becherkeimen.
b) Lage der überpflanzten Gewebepartien in den erwachsenen Tieren (*Molge taeniata*)

Spemann hat nun durch überaus geistreiche Untersuchungen solche Mißbildungen künstlich noch auf andere Weise hervorgerufen. Um den Gedankengang seiner Forschungen klarzumachen, sei hier noch einmal betont, daß die Forschungszellen zunächst noch indifferent (gleichartig und unbestimmt) sind. Sie bilden beim Normalverlauf der Entwicklung dieses oder jenes Organ, das ist ihre prospektive (in Aussicht genommene) Bedeutung; sie können aber bei Störungen mehr oder das Ganze bilden, das ist ihre prospektive Potenz (ihr Können). Sind weitere Teilungen erfolgt, so nimmt dieses Mehrbilden können immer mehr ab; schließlich sind die Zellen in ihrem Schicksal festgelegt oder — wie die wissenschaftliche Bezeichnung lautet — determiniert; sie können nur noch ein bestimmtes Organ bilden. Wann tritt diese Determination, dieses Festlegen der Entwicklungsrichtung ein? Das ist zunächst die Grundfrage der Spemannschen Untersuchung. Vor dem entscheidenden Stadium ist noch Regulation möglich, später nicht mehr. Spemann benutzte zur Entscheidung dieser Frage die Überpflanzung von Gewebestücken. Zunächst war genau festzustellen, was im Ablauf der normalen Entwicklung aus einem bestimmten Zellenkomplex sich bildet.

Abb. 6 zeigt einen schematischen Medianschnitt (Schnitt durch die Mitte) eines Molchkeimes.

In Abb. 6a setzt die Gastrulation ein, in 6b ist sie vollendet. Der Urmund kennzeichnet den hinteren Teil des Embryos, in der Zeichnung zeigt er — die Lage ist eine unnatürliche, aber der Klarheit wegen gewählt — nach links. Der entgegengesetzt liegende Teil, der einen kleinen Buckel aufweist, wird im Verlauf der späteren



Abb. 6a und b

Molchkeime, beginnende und vollendete Gastrulation.

Schwarz: zur Gehirnbildung bestimmte Zellen.

Schraffiert: Zellen, die Bauchhaut bilden.

a) und b): Erwachsene Formen. m—m Medianschnitt

Wenn man ein vierzelliges Molchei mit einem Frauenhaar umschnürt und durch Anziehen den Inhalt in zwei Hälften teilt, so entwickelt sich aus jeder Hälfte eine normale Larve (Abb. 4). Nach dem Gesagten kann dieses

Entwicklung zum Kopf; das in der Zeichnung rechts Liegende wird zum Vorderteil des Tieres. Denkt man sich beide Keime zu fertigen Tieren entwickelt, ohne daß die Lage sich ändert, so würden die beiden entstehenden Molche (a_1 und b_1) sich in der Zeichnung von

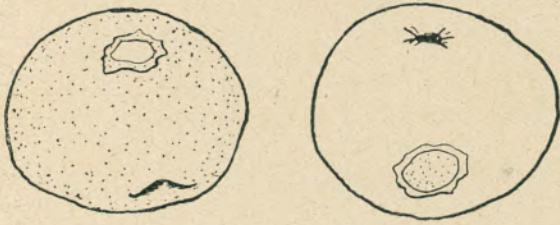


Abb. 8

Zwei Molchkeime mit überpflanzten Gewebsteilen

rechts nach links bewegen, damit ist auch Rücken- und Bauchseite eindeutig bestimmt. Ein Stückchen Außenschicht in einiger Entfernung über dem Urmund (in Abb. 6 schwarz gezeichnet) wird später zu einem Teil des Gehirns; ein Stückchen Außenschicht etwa gegenüber dem Urmund (dunkel schraffiert) wird zu einem Teil der Bauchhaut. Zunächst seien nur diese Stellen der Außenschicht — die Innenschicht ist punktiert — in Erwägung gezogen. Spemann hat nun an zwei Embryonen, die sich etwas in der Farbtonung unterschieden, mit feinen Glasinstrumenten die gekennzeichneten Gewebsteile ausgeschnitten, um sie dann von dem einen auf den anderen zu übertragen. Die Übertragung geschah so, daß gleichzeitig eine Vertauschung vorgenommen wurde. Das Stück, das ursprünglich Bauchhaut bilden sollte, kam vorne auf die für das Gehirn bestimmte Gewebspartie und umgekehrt. Die Art der Übertragung ist in Abb. 7 durch Zeichnung klargestellt. Die überpflanzten Gewebsteile heilten ein. Durch die hellere oder dunklere Färbung waren beide in der Umgebung als ortsfremde Bestandteile erkennbar. Die Embryonen unterscheiden sich immer etwas in der Farbtonung; es ist selbstverständlich, daß zu dem Überpflanzungsversuch ein hellerer und ein dunklerer ausgewählt wurden. Beide Embryonen waren gleichaltig und im Beginn der Gastrulation. Die Gewebsteile entwickelten sich — trotzdem sie ortsfremd waren — doch ortsgemäß; was Gehirn hatte



Abb. 9

a) Zusammengeheilte Keimhälften des Molches (*Molge taeniata*).

b) Entstandene doppelköpfige Larve

werden sollen, wurde Bauchhaut; was zu Bauchhaut hatte werden sollen, ward zu einem Teil des Gehirns. Die Zellen waren also noch indifferent gewesen. Abb. 8 zeigt uns zwei Keime mit überpflanzten

Gewebsteilen. Der eine dunklere zeigt das hellere ihm überpflanzte Stück, der hellere das dunklere übertragene Gewebe.

Waren dagegen beide Embryonen älter und die Gastrulation bei ihnen schon vollendet, so entwickelten sich die überpflanzten Gewebsteile herkunftsgemäß; die Zellen waren determiniert. Im Gehirn saß dann ein Stückchen Bauchhaut, das später abgestoßen wurde; in der Bauchhaut war ein Stückchen Gehirn, das später von der Umgebung überwuchert und ins Innere verlagert wurde. Spemann zog auch andere Lurchformen in den Kreis seiner Untersuchungen. An einer Kaulquappe der gelbbauchigen Unke (*Bombinator pachypus*), die sich aus einem Keim entwickelt hatte, dem Gewebsteile eines anderen nach der in Abb. 6 erläuterten Methode eingepflanzt waren, fand er in der Bauchhaut



Abb. 10

a) Zusammengefügte Keimhälften des Molches (*Molge taeniata*).

b) Entstandene doppelköpfige Larve

die inneren Teile eines Auges. Das ist nicht so verwunderlich, wie es auf den ersten Blick scheinen mag; denn der innere Teil des Wirbeltierauges (der Augenbecher) und das Gehirn gehen aus derselben Anlage hervor; es war eben dieser Teil auf die Bauchseite übertragen worden.

Zu Beginn der Gastrulation sind die Zellen der Außenschicht noch verhältnismäßig indifferent; in den späteren Entwicklungsstadien sind die Zellen determiniert und entwickeln sich bei Übertragungen herkunftsgemäß.

Spemann entnahm nun Überpflanzungsstücke auch anderen Bezirken der Keime und vertauschte sie. Durch eine breit angelegte Versuchsstreife stellte er fest, daß die Determination (Festlegung des Geschicks) zuerst in der Nähe des Urmundes eintritt. Der Umgebung des Urmundes entnommene und auf die Bauchseite übertragene Gewebspartien entwickeln sich schon bei Beginn der Gastrulation herkunftsgemäß, sind also frühzeitiger determiniert. Die Determination schreitet vom Urmund nach vorn fort. Diese Erkenntnis gab die Möglichkeit, Mißbildungen künstlich zu erzeugen. Zwei Keime des gewöhnlichen Streifenmolches (*Molge taeniata*) wurden zerschnitten und je ein Stück der beiden zusammengefügt. Beide Embryonen standen im Beginn der Gastrulation; die Teilstücke, die auch hier in der Farbe etwas verschieden waren, heilten aneinander. Sie wurden so zusammengefügt, daß sie einen gemeinsamen Urmund bildeten und die Medianebenen (Mitteebenen) der beiden Keime einen nach vorne offenen Winkel bildeten. Abb. 9a zeigt im Schema die Anordnung und gibt in den Pfeilen die Richtung der beiden Differenzierungsströme an, die gleichsam von einem Punkt ausgehend nach vorne laufen. Hinten am Urmund sind die Zellen schon determiniert; sie bilden die hintere Partie des Tieres; vorn sind die Zellen noch indifferent; es treten zwei Differenzierungsströme auf, die auseinanderlaufen. Das Ergebnis ist eine doppelköpfige Mißbildung (Abb. 9b). Die Zusammenfügung zweier Keimstücke konnte auch so bewerkstelligt werden, daß zwei Differenzierungsströme aufeinander zuliefen. Abb. 10a zeigt zwei Teile zweier durchschnittener Keime derselben Molchart (*Molge taeniata*), die zur Anheilung gebracht sind. Aus dem Urmund

rechts und links ragt ein kleiner Dotterpfropf hervor. Die Medianebenen bilden einen nach hinten offenen Winkel. Links und rechts sind die Zellen determiniert; in der Mitte finden sich indifferente Zellen zusammen und werden hier von beiden Differenzierungsströmen gleichzeitig erfaßt. Es entwickelt sich eine Larve mit zwei Schwänzen (Abb. 10b). Durch andere Zusammenfügungen konnten Mißbildungen erzeugt werden, bei denen gewissermaßen zwei Tiere sich durchkreuzen. (Formen mit zwei Köpfen und zwei Schwänzen.) So gestaltete natürliche Mißbildungen sind gelegentlich auch bei menschlichen Neugeborenen beobachtet worden.

Welche Ursachen den in der Natur vorkommenden Mißbildungen zugrunde liegen, läßt sich nicht allgemein feststellen, und auch im einzelnen Fall wird oft eine sichere Deutung schwer sein. Hemmungen, Einklemmungen, Zusammenwachsen zweier Keime werden vielfach als Ursachen anzusprechen sein.

Spemann hat seine Experimente noch nach anderer Richtung fortgesetzt. Er hat zwei Keimhälften verschiedener Tierformen zusammengesetzt, nämlich des gewöhnlichen Streifenmolches (*Molge taeniata*) und einer Bastardform, einer Kreuzung zwischen dem Weibchen des Streifenmolches und dem Männchen des Rammolches (*Molge cristata*). Der künstlich zusammengesetzte Embryo entwickelte sich zur Larve und überstand die Metamorphose (Verwandlung). Der Molch, der schließlich sich ergab, war auf der linken Seite Streifenmolch (*Molge taeniata*), rechts Bastardform (*Molge taeniata* — *Molge cristata*).

Diese Zusammensetzung verschiedener Tierformen (Chimärenbildung) bedarf einer besonderen Darstellung.



Der Bergbau in der Bibel*

Die Anfänge des Bergbaues reichen bis ins graue Altertum zurück. Jahrtausende vor Christi Geburt ist er schon nachzuweisen. Die alten Ägypter, Phönizier und Assyrer und später die Römer und Griechen betrieben ihn eifrig, um das nötige Erz für ihre Waffen und Rüstungen und das Gold, Silber und Edelmetalle für den Handelsverkehr und für Schmuckgegenstände zu haben. Der Bergbau war also Erzbergbau. Wo im Altertum von Kohle gesprochen wird, ist Holzohle gemeint. Steinkohle kannte man noch nicht. Namentlich bei den Ägyptern scheint der Bergbau eine hohe Blüte erreicht zu haben; sie sollen sogar schon Unterrichtsanstalten für Bergbaukunde gehabt haben. Die Grubenarbeit wurde damals meist von Sklaven, Sträflingen und Kriegsgefangenen verrichtet. — Auch den Juden ist der Bergbau bekannt gewesen. Das beweisen zwei Stellen im Alten Testament. Die eine steht 5. Mose 8, 9. Hier wird das Volk an die Vorzüge des ihm von Gott verliehenen Landes Kanaan erinnert und unter anderem darauf hingewiesen, daß es ein Land sei, „dessen Steine Eisen sind, da du Erz aus den Bergen hauest“. Die andere Stelle Hiob 28, 1—11 gibt sogar eine anschauliche, bildreiche Schilderung eines Bergwerks und lautet nach der Rauhschschen Bibelübersetzung:

Wohl gibt es einen Fundort für das Silber,
Eine Stätte für das Gold, das man läutert.
Eisen wird aus dem Erdbreich geholt
Und Gestein schmilzt man zu Erz.
Ein Ende hat man der Finsternis gemacht
Und bis zur äußersten Grenze durchforscht man das im tiefsten
Dunkel verborgene Gestein;
Man bricht einen Schacht fern von den (droben) Wohnenden,
Vergessen von dem (droben schreitenden) Fuß, fern von den
Menschen hängen, schweben sie.

Aus der Erde geht Brottorn hervor,
Und ihre Tiefen werden wie mit Feuer umgewühlt.
Des Sapphirs Fundstätte ist ihr Gestein,
Goldstäubchen werden ihm (dem Wühlenden) zu Teil.
Den Weg kennt nicht der Adler, noch erspäht ihn des Geiers Auge.
Nicht betreten ihn die stolzen Raubtiere, noch schreitet auf ihm
der Leu.

An den Riesel legt man die Hand, wühlt von Grund aus die
Berge um.

Durch die Felsen schlägt man Gänge, und allerlei Kostbares er-
schaut das Auge.

Die Wasseradern verbindet man, daß sie nicht tränen, und bringt
Verborgenes ans Licht.

Diese beiden Stellen könnten wohl dafür sprechen, daß auch im Volke Israel Bergbau getrieben wurde. Aber merkwürdigerweise wird sonst nirgends im Alten Testament etwas davon erwähnt; was sicher geschehen wäre, wenn irgendwie Nennenswertes vorhanden gewesen wäre. Auch in den Reden der Propheten und den Gleichnissen des Heilandes, die sonst mancherlei Dinge des menschlichen Lebens berühren, verläutet nichts vom Bergmann und Bergbau. Es scheint, als ob die Juden selbst sich nicht bergmännisch betätigt hätten. Sie bezogen wohl die Metalle meist vom Ausland, etwa vom nahen Phönizien oder aus den großartigen ägyptischen Kupferbergwerken am Berge Sinai. Allerdings ist anzunehmen, daß der Verfasser des Buches Hiob, der in obiger Stelle so anschaulich von der Metallgewinnung aus der Erde redet, ein Bergwerk gesehen hat. Vielleicht war er in Phönizien einmal „angefahren“.

* Aus „Glückauf“, ein Heimatbuch für Bergleute von R. Leich. (Westf. Presseverband Witten a. d. Ruhr, Hühnerstr. 10.)

Von der Wünschelrute

Von A. Schacht

Wenn die von einem großen Philosophen behauptete Dreistufen-Einteilung der Entwicklung eines jeden Problems zutrifft, so dürfte die Wünschelrute gegenwärtig die zweite Stufe ihrer Entwicklung erreicht haben. Denn die erste Stufe, in welcher jedes Problem als lächerlich und als unsinnige Sache erscheint, hat die Wünschelrute überwunden, die dritte Stufe der selbstverständlichen und allseitigen Anerkennung aber noch längst nicht erreicht. Wohl aber wird sie bekämpft, und zwar mitunter in einer Weise bekämpft, die abstoßend wirkt, weil häufig an die Stelle von sachlichen Argumenten persönliche Verunglimpfungen gesetzt werden. Gegner und Anhänger stehen sich schnurstracks gegenüber, und während diese immer wieder über neue Erfolge berichten, um die Brauchbarkeit der Wünschelrute zu beweisen, versuchen es jene häufig, die Ergebnisse und die Zuverlässigkeit der Wünschelrute als eine arge Selbsttäuschung der Berichterstatter und die Rutengänger entweder als Narren oder als ihrer Tat mehr oder weniger bewußte Betrüger hinzustellen. Wenn man aber der ganzen Angelegenheit kühl und ohne Vorurteil gegenübertritt, so scheint es, als ob bei dem ganzen Für und Wider viel zu sehr verallgemeinert wird und als ob auch aus oberflächlichen und unrichtigen Versuchen grundlegende Schlüsse gezogen werden, die natürlich nicht richtig sein können. Hinzu kommt, daß auch eine ganze Reihe unzuverlässiger und bewußt unehrlicher Personen sich der Rutengängerei zugewandt hat mit der Absicht, sich einen bequemen und einträglichen Gelderwerb zu schaffen, und es erscheint angesichts dieser Sachlage die Frage berechtigt, was man eigentlich von der Wünschelrute und ihrer angeblich so wunderbaren und sagenhaften Wirkung halten soll und welche Erklärung dafür gefunden werden kann.

Zunächst einiges über die Wünschelrute selbst. Sie besteht meist, aus einer gegabelten, etwa $\frac{1}{2}$ m langen Rute und wird mit Vorliebe von einem Haselnußstrauch, einer Weide oder einer Esche abgeschnitten. Indessen ist der Stoff, aus dem sie besteht, nahezu gleichgültig; z. B. bietet eine Firma in Zeitschriftenanzeigen auch fabrikmäßig hergestellte Wünschelruten aus Metall an. Der Rutengänger ergreift die Rute mit beiden Händen an den freien Gabelenden, hält die Hände in Brusthöhe, und zwar so, daß das dritte Ende der Gabel, also die Vereinigung der beiden Gabelzinken, wagrecht nach vorn oder schräg nach unten zeigt; zugleich muß durch das Auseinanderziehen der beiden Gabelenden mit den Händen in der Rute eine gewisse Spannung erzeugt werden. Der Rutengänger schreitet jetzt über das Gelände, worin man fließendes Wasser zu finden wünscht, hinweg und die Rute soll nun an den Stellen, wo in der Tiefe ein Grundwasserlauf sich befindet, mehr oder weniger stark ausschlagen, so daß der Rutengänger zugleich auch ungefähr erkennen kann, in welcher Tiefe fließendes Wasser anzutreffen ist. Aber nicht nur Wasser, sondern auch Öl und Mineralien, besonders auch Erze von edlen Metallen sollen so festgestellt werden können.

Man darf nun natürlich nicht vermuten, die Wünschelrute etwa als ein okkultistisches Phänomen erklärt zu bekommen oder gar als einen Zauberstab, der nach altem Aberglauben nur an einem Sonnenwendtage und nur durch einen unbefleckten Jüngling abgeschnitten werden darf, und der nur dann Erfolg verspricht, wenn der Rutengänger an einem Sonntag geboren ist und beim Suchen geheimnisvolle Zauber- gesänge nach bestimmtem Rhythmus ertönen läßt. Denn die Sache liegt viel harmloser. Allerdings ist es sonderbar, daß man beim Suchen nach einer einigermaßen glaubhaften Erklärung gerade auf diejenige eines Spiritisten zurückgreifen muß, und zwar auf Dr. Carl du Prel, der wohl als erster das Problem als eine ganz natürliche Angelegenheit erklärte und behauptete, daß die Wirkung von offen zutage liegenden oder unterirdischen Wasserläufen auf entsprechend veranlagte Individuen in einer Reizung des Geruchsinnes bestehe. Dieser Auffassung haben sich auch andere Forscher angeschlossen, und sie wird außerdem gestützt durch die Beobachtungen, die während des Weltkrieges in Palästina und Syrien gemacht wurden. Denn einem militärischen Werke, „Das Gebirgskorps in der Wüste“, in welchem die Operationen der englischen Kavallerie geschildert werden, wird berichtet, daß nicht nur Pferde und Maultier, sondern auch mehrere australische Soldaten und einige wenige Engländer einen eigentümlichen „Wassersinn“ entwickelten, indem sie auf weite Entfernungen hin das Vorhandensein von Wasser aufzuspüren imstande waren. Daß Tiere in der Wüste solche Wasserstellen wittern und dabei eigenartig erregt werden, haben ja auch schon verschiedene Wüstenreisende berichtet, so daß man zunächst und solange keine andere, ebenso greifbare Erklärung vorliegt, wohl

oder übel den „Wassersinn“ als eine Erklärung für die Wirkung der Wünschelrute gelten lassen kann, obwohl sie verschiedene Gegner hat. Wie weit bei diesem „Wassersinn“ das häufig besonders bei kranken Personen zu beobachtende Gefühl für einen nahe bevorstehenden Witterungswechsel eine Rolle spielt, mag dahingestellt bleiben.

Andere wollen die Wirkung der Wünschelrute mit physikalischen Gründen erklären (z. B. Dr. P. Vageler, Zur Theorie der Wünschelrute) und gehen davon aus, daß alles auf der Erde, mithin also auch das menschliche Nervensystem, seinem letzten Wesen nach nichts anderes sei wie ein zusammengesehtes und elektromagnetisches Feld von bestimmtem Aufbau, und daß dieses Feld durch ein anderes, nämlich dasjenige des fließenden Wassers, derart beeinflusst wird, daß im Nervensystem eine Zustandsänderung eintritt, die auf die Muskeln des Rutengängers einwirkt und die Rute zum Ausschlag bringt.

Wieder andere nehmen als Ursache für die Rutenausschläge Strahlungen an, die von den Körpern ausgehen, die auf den Rutengänger einwirken, und sehen dabei voraus, daß ein bestimmter Körper eigene Strahlen besitzt oder daß die Strahlungen durch einen verschieden starken Gehalt an radioaktiven Stoffen verursacht werden. Natürlich kämen auch in diesem Fall nur ganz winzig kleine Mengen in Betracht, aber daran darf man, wie es die Radiumforschung zeigt, keinen Anstoß nehmen.

Außerdem vermutet man, daß ein Grundwasserlauf im Erdboden irgendwelche Salze auflöst, deren Gase mit anderen Ausdünstungen der Erde zur Oberfläche dringen und jene so beeinflussen, daß bei einer dafür empfindlichen Person eine Änderung des Nervenzustandes erfolgt, die sich durch Zucken der Wünschelrute bemerkbar macht.

Um die Art der Kräfte, die die Wünschelrute zum Ausschlagen bringt, und ihre Größe zu ermitteln, hat man schon die verschiedensten Versuche angestellt. Beispielsweise will ein Rutengänger in einem Telephonörer, dessen zwei Drähte mit je einer Rutengabel verbunden waren, ein kurzes raschelndes Geräusch vernommen und außerdem festgestellt haben, daß eine an einer Wünschelrute aus Kupfer befestigte Kompaßnadel ausschlug, wenn er einen Grundwasserlauf überschritt. Man hat ferner den Rutengänger an Stellen, wo sonst die Rute ausschlug, auf zwei Glasflaschen gestellt, und siehe da, die Rute blieb unbeweglich. Deshalb vermutet man, daß es sich um elektrische Kräfte handelt, und daß eine unmittelbare Übertragung dieser Kräfte durch den Körper des Rutengängers auf die Rute, nicht durch die Luft stattfindet. Weiter hat man die Handgelenke des Rutengängers während seiner Tätigkeit durch zwei kräftige Männer zusammendrücken lassen, um willkürliche Muskelbewegungen des Rutengängers zu verhindern, und trotzdem schlug die Rute aus. Trotz allen Versuchen ist man aber noch nicht weitergekommen, und man hat von dem ganzen Problem noch immer kein klares Bild gewinnen können.

Wie dem aber auch sei, die Wünschelrute hat jedenfalls mehrfach Ergebnisse gezeitigt, die mehr als ein bloßer Zufall sein dürften; einige z. B. der Zeitschrift „Die Wünschelrute“ entnommene Berichte mögen als Beispiel hierfür folgen. Die Münchener Wasserwerke sollen verschiedentlich mit Hilfe einer Wünschelrute den genauen Ort von Undichtigkeiten oder Brüchen der Rohrleitung festgestellt haben. Ganz verblüffende Erfolge sollen sich bei der bergtechnischen Untersuchung einer Quecksilbererzlagstätte ergeben haben, ferner sehr bemerkenswerte Ergebnisse beim Bau der Wasserversorgungsanlage des Truppenübungsplatzes Kaisersteinbruch, beim Aufsuchen von Wasser für eine Fabrik bei Hildesheim, wo ein geologisches Gutachten vollkommen versagte, während der Rutengänger Wasser nachwies, und beim Wasserwerk Jena, wo festgestellt werden sollte, aus welcher Richtung der unterirdische Zufluß zu einer jahrzehntealten Quelle kam. Weiter soll auch noch auf die gelegentlichen Erfolge der Wünschelrute beim Aufsuchen von Leitungskabeln und Rohrleitungen sowie bei der Ermittlung von Rissen in Staumauern von Talsperren hingewiesen werden; andererseits sollen natürlich nicht die verschiedenen Mißerfolge verschwiegen werden, die man mit der Rute bei systematisch durchgeführten Versuchen und auch bei anderen Gelegenheiten erlebt hat.

Die Wünschelrute glatt abzulehnen wäre nach den Erfolgen widersinnig, es sei denn, daß man sie nur deshalb ablehnt, weil man die Ursache für ihre Wirkung nicht zu erkennen vermag. Aber geben wir nicht auch zu, daß es Luftschwingungen gibt, obwohl wir nur Töne, und daß es Aetherschwingungen gibt, obwohl wir nur Licht wahrnehmen? Eine Ablehnung wäre ebensowenig logisch, wie wenn ein Blinder etwa behaupten wollte, es gäbe keine Sonne!

Unseres Ältesten erster Schulgang

Erlebnisse und Gedanken einer Mutter

Große Ereignisse werfen ihre Schatten voraus. Seitdem der Tannenbaum geplündert ist und die neuen Weihnachtsspielsachen ihrer Natur nach entweder gleich entzweigemacht worden sind oder sich zu treuen Spielkameraden entwickelt haben, leben wir im Schatten des großen Ereignisses: unser Ältester kommt Ostern zur Schule.

Es ist ein Vorrecht des ältesten Kindes, daß seine Eltern mit ihm und an ihm alle Elternsorgen und Elternfreuden zum erstenmal erleben; zum erstenmal, das will sagen, so frisch, so lebhaft wie kein zweites Mal wieder, denn auch hier stumpft die Gewohnheit ab. Noch sind wir es nicht gewohnt, ein Schulkind zu besitzen, wir sehen der Sache mit glühender Spannung entgegen.

Am gleichmütigsten benimmt sich entschieden die Hauptperson dabei. Auf die zahlreichen Anfragen seiner zahlreichen Tanten: „Freust du dich denn recht auf die Schule?“ pflegt unser Junge, die Hände in den Hosentaschen haltend, herablassend zu antworten: „Das kann ich doch jetzt nicht wissen, wie es da ist. Das muß ich mir doch erst mal ansehen.“

Diese zärtlichen Anfragen hört er zu Hause weniger, aber an Anklangen an das kommende unabwendbare Schicksal fehlt es ihm auch hier nicht. Der Vater pflegt einigemal am Tage loszudonnern: „Junge, wenn du erst zur Schule gehst, wird dir das schon ausgetrieben werden.“ Das Kindermädchen bemerkt öfter höhnisch: „An dir wird der Lehrer auch noch seine Freude erleben.“ Und die Köchin ruft ihm energisch nach, wenn er vor ihr quer über den feuchten, frischgefeigten Fußboden rennt: „Gott sei Dank, wenn wir dich bald los sind!“ Der kleine Bruder stellt sich dunkel eine kommende goldene Zeit der Freiheit vor und meint: „Und dann krieg' ich alle Hans seine Spielsachen.“

Die Mutter ist die einzige, die ihn vermissen wird. Ja, ich werde ihn entbehren, trotzdem er mich mit seinem ewigen „Warum?“ und unausstehlichen „Was soll ich jetzt mal tun?“ gründlich plagte, trotzdem ich einsehe, daß Pflicht und Arbeit in sein kleines Leben hinein müssen; ich werde ihn entbehren, trotzdem und alledem.

Der erste Schritt ist's, den ich nicht mit dir tun kann, mein Junge! Eine unbekannte dritte Größe kommt in mein Leben herein, und wir werden wohl beide oft genug unzufrieden mit ihr sein, wenn auch jeder auf seine eigene Faust und Art. Wir können auch beide nicht viel dagegen ausrichten, und ich darf dir nicht einmal recht geben, mein Sohn, gegen diese fremde Schulmacht.

Auch in unser Haus und die süßen Gewohnheiten des Daseins, in die wir uns miteinander eingelebt haben, greift die Schule unbarmherzig ein. Ich sehe unsern schönen Morgenschlaf dahinschwinden, denn unerbittlich pünktlich fordert sie unser Schulkind rein gewaschen und satt gegessen an jedem Morgen.

Und sind mal Ferien, so fallen die ja nach Ansicht aller Eltern immer in eine Zeit, wo man die Kinder wirklich schlecht zu Hause gebrauchen kann, und nie mit dem guten Wetter und der besten Zeit, der zur Sommerreise zusammen. Und dann das Schlimmste von allem, die Schularbeiten! —

„Ach“, sagte mir eine Mutter neulich seufzend, „nun sind Ihre guten Tage auch bald vorbei. Sie glauben nicht, wie dies Arbeiten mit den Kindern aufreißt! Ich sitze den ganzen Nachmittag bei unserm Max, und die teuren Nachhilfestunden hat er außerdem, und doch ist's sehr fraglich, ob er Ostern versetzt wird.“

Auf meinen freundlichen Vorschlag, ihn doch ruhig sitzenbleiben zu lassen, hatte die Dame nur einen sichtlich entrüsteten Blick. „Würden Sie denn diese Schande an Ihrem Kinde erleben wollen?“

Diese sogenannte Schande wäre mir entschieden lieber als so ein künstliches, ungesundes Nachhelfen und Durchziehen, das die Kinder auf Kosten ihrer natürlichen Entwicklung treibt und hegt und sie denkfaul und unselbständig macht.

Diese Treibhausresultate halten doch nicht im Leben, kaum in den höhern Schulklassen stand. Einem schwach begabten Kinde werden wir natürlich zu Hause mit Vernunft und Geduld beistehen müssen, damit es da den Ansprüchen der Schule möglichst folgen kann. Ich meine aber, für ein normal begabtes Kind müsse es genügen, wenn ihm im Elternhause die nötige Ruhe und eine bestimmte Zeit zum Arbeiten gegeben wird und nicht noch wer weiß welche Hilfsmanuskripten aufgeboden werden. Wie sollen Pflichtgefühl und Ausdauer in unserm Kinde groß werden, wenn wir es nicht die Verantwortung für seine Arbeit selbst tragen lassen? Warum sollen wir es künstlich, nur um unsern eigenen Ehrgeiz zu befriedigen, vor allen Schulstrafen

bewahren? Laß es doch hier schon lernen, daß Schuld und Strafe sich unerbittlich folgen.

Ja, mein Ältester, wir wollen erst unsere Erfahrungen miteinander machen, aber ein Slave deiner Schularbeiten will ich nicht werden. Aber ich will ein Anderes, ein Besseres: ich will für dich und mich einen Segen deiner Schulzeit, deinem Lernen haben. Wir Frauen tragen so viel halbes Wissen mit uns herum und so viel Sehnsucht nach mehr Klarheit und echter Bildung!

Unsere Mütter vor uns haben das nicht oder doch nur stumpf gefühlt, die Generation nach uns findet vielleicht von vornherein bessere, gesündere Bildungswege. Wir Mütter fühlen demütig die Mängel der eignen Erziehung. So groß ist die Verantwortung für die Seelen unserer Kinder, so ungenügend unsere Vorbildung, unsere Kraft.

Da heißt es die Hände demütig falten und um Weisheit beten wie Salomo. Es heißt aber auch treu an sich arbeiten und nicht müde werden in dem Streben nach Selbsterziehung.

Und doch sind wir Mütter vor den anderen Frauen unserer Zeit zu beneiden um das köstliche Vorrecht, eine zweite Jugend und Lehrzeit mit unsern Kindern erleben, ein zweites Mal mit ihnen, für sie lernen zu dürfen.

Ein köstliches Vorrecht ist's und eine ernste Pflicht zugleich für die Mütter, denn die Väter sind heutzutage meist leider so viel geplagt und viel beschäftigt in Amt und Beruf, daß ihnen wenig oder gar keine Zeit für die Beobachtung der Studien, der Entwicklung des eigenen Kindes bleibt. Wir Mütter aber sollen Zeit für unsere Kinder haben, auch wenn wir Zeit für nichts anderes haben.

Das ist meine Sehnsucht und Hoffnung für mich, mein Sohn, so möchte ich deinen Weg durch die Schule mit dir wandern, nicht im buchstäblichen Mitlernen, „Mitochsen“, aber in inniger Gemeinschaft und Teilnahme an deine Gedanken und Studien, an deiner ganzen Entwicklung. Nur so kann ich auch bleiben, was ich bisher gewesen bin: dein bester Kamerad.

Volles Vertrauen und allseitige Hochachtung wird gewiß nur die Mutter bei ihrem Sohne finden, die in treuer geistiger Gemeinschaft mit ihm durch seine Schuljahre wandert und der ihr Kind nicht fremd geworden ist, wenn die Jahre der Versuchung an es heran kommen. Dann lassen wir Mütter uns viel zu leicht aus dem Felde schlagen und sollten doch gerade dann unsern klaren Mutterblick und Einfluß nicht aufgeben, sollten gerüstet sein, auch dann unseres Sohnes Vertraute und beste Freundin zu bleiben. Mir hat immer der Rat eines Vaters an seinen Sohn beim Abschied aus dem Elternhause so gut gefallen: „Tue nichts, was deine Mutter nicht sehen darf.“ Glückliche Mutter, deren Sohn so durch das Leben geht! Er besitzt das eine Köstliche, das viel besser ist als alle Gelehrsamkeit und jede Karriere: ein reines Herz. Ein alter Pädagoge hat mir einmal gesagt: „Die Schulzeit gibt uns nicht immer Aufschluß über die Begabung eines Kindes, die Entwicklung ist oft zu langsam, zu unberechenbar, aber ganz klar zeigt sich schon in der Schule der Charakter jedes Kindes.“

Ich habe gefunden, daß der Mann recht hat. Wir Eltern legen alle viel zu viel Wert auf die sogenannte Begabung unseres Kindes und achten nicht genug auf seine Charakter- und Herzensbildung. Und zu welch einem Elend werden doch reiche Gaben und Kenntnisse ohne den festen Untergrund und sicheren Halt eines sittlichen Willens!

Und so will ich zufrieden sein, wenn du dich wahr und gut zeigst, mein Junge. Dann sei immerhin keiner von den vielgepriesenen „Besten“ und „Ersten“, dann will ich dich sogar nicht einmal als Familienschandfleck betrachten, wie das jetzt so Sitte ist, wenn du einmal sitzenbleibst.

Nicht als ob ich dies für möglich oder wahrscheinlich hielte! —

Welche von den Tausenden von Müttern, die einen Sohn zur Schule geben, hielte so etwas nicht für einfach unmöglich bei ihrem „aufgeweckten, begabten Kinde“? — O, wir törichten Mütter!

Das eine wünschen und träumen wir, wenn wir mit dem ersten Jugendtraum fertig sind und unser Liebes- und Lebensschicksal gefunden haben: einen guten, einen großen Sohn. Ein Köstliches ist es doch um diese stolze Mutterliebe, das Köstlichste vielleicht, daß sie eben so rein und heiß bleibt, auch wenn sie all ihren Stolz, ihre Selbstsucht mit tausend Tränen begraben muß, wenn ihr Held nur ein armes, schwaches Menschenkind oder gar ein verlorener Sohn wird.

Wie weit meine Gedanken hinauswandern in die dunkle Zukunft — weit weg von unserm Jungen, der heut zum erstenmal zur Schule geht.

A. Andersen.

Turnen, Sport und Spiel, Humoristisches und Rätsel

Deutsche Sportchronik

Ein Interview mit Houben

(Eigener Bericht unseres Sondermitarbeiters.)

Nach Robert Musil ist das Interview die Kunstform unserer Zeit, denn das großkapitalistisch Schöne am Interview ist, daß der Interviewte die ganze geistige Arbeit hat und nichts dafür bekommt, während der Interviewer eigentlich nichts tut, aber dafür honoriert wird. Ohne Frage ist Musil im Recht. Außerdem verdanke ich ihm die Idee, Houben zu interviewen. Es dürfte hinlänglich bekannt sein, daß Houben, Deutschlands Meisterläufer, vor Monaten auf den absurden Gedanken kam, sich den amerikanischen Sprintern in der Halle zu stellen. Es gab genug Stimmen, die vor dieser Expedition warnten, Stimmen aus prominenten Kreisen. Aber Houbens „potenziertes Selbstbewußtsein“ (so würde es Nietzsche genannt haben) war stärker als seine Einsicht. Und Houben dampfte ab. „Wie war der Empfang in Newyork?“ fragte ich ihn, da bekanntlich die deutsche Presse von jubelnden Begrüßungen und sonstigen bengalischen Ovationen zu berichten wußte. Eine große Zeitung verstieg sich in ihrer farbigen Phantasie sogar zu der Behauptung, daß Garufos Empfang in Amerika, von dem man weiß, daß er maßlos festlich war, weit in den Schatten gestellt worden sei durch die begeisterte Aufnahme, die man dem deutschen Leichtathleten bereitet habe. Und die Wahrheit? Lassen wir Houben erzählen: „Es war kläglich. Nicht ein einziger Vertreter eines deutschen Sportvereins, deren es drüben eine erhebliche Anzahl gibt, war zum Empfang erschienen. Von Menschenansammlungen habe ich ebenfalls nichts gesehen. Lediglich drei geschäftlich nüchterne Vorstandsmitglieder vom Milrose Athletik-Club kamen an Bord, um mich abzuholen. Was nachher kam, war genau so trostlos. Nur der liebenswürdigen Vermittlung des Münchener Bürgermeisters Scharnagel habe ich es zu verdanken, daß ich durch die Teilnahme an einem allerdings nicht für mich veranstalteten Bankett des Magistrats von Newyork aus meiner monotonen Stimmung herausgerissen wurde. Man vergleiche damit die pflegliche Betreuung, die wir seinerzeit in Berlin, Magdeburg, Düsseldorf und Saarbrücken den bekannten Leichtathleten des Illinois Athletik-Clubs Chicago haben angedeihen lassen. An einer bombastischen Begrüßung lag mir wirklich nichts, immerhin hatte ich erwartet, daß sich wenigstens unsere in Amerika lebenden deutschen Sportkameraden meiner etwas freundschaftlicher angenommen hätten. Während meines ganzen Aufenthaltes in Newyork und Boston bin ich nur einmal einem deutschen Sportsmann, einem früheren Mitglied von Guts Muts Dresden, begegnet, der mir in vielen Dingen sehr dienlich gewesen ist.“ — „Also hat es Ihnen drüben nicht sonderlich gut gefallen?“ erlaubte ich mir einzuwenden. „Gefallen hat es mir in Amerika insofern, als ich Gelegenheit hatte, den unerhörten Betrieb des Landes der unbegrenzten Möglichkeiten kennen zu lernen. Die Eindrücke von dieser Reise sind so tausendfach, daß ich noch lange Zeit gebrauchen werde, um dieses Rasterbunt in meinem Kopfe zu sondieren.“ Auf verschiedenen heimlichen Schleichenwegen versuchte ich nun, in medias res zu kommen, nämlich zum etwas peinlichen Kapitel seiner Niederlagen. Aber Houben nahm mir liebenswürdigerweise meine schwindenden Bemühungen ab, indem er selbst dieses heikle Thema anschnitt. Zunächst war ich erfreut, feststellen zu können, daß auch die Schlappen es nicht fertig gebracht haben, Houben zum Hypochonder zu machen. Er berichtet: „Bekanntlich bin ich noch niemals in der Halle gelaufen. Den einzigen Lauf in dem für unsere Sportdisziplin geradezu unmöglichen Saale des Düsseldorfer Zoos kann man natürlich in dieser Verbindung nicht werten. Die Laufbahn bestand aus Brettern, die über eine Erdbahn gedeckt waren und sehr stark federten, so daß ich das Manto des mir in keiner Weise geläufig gewesenen Hallenstarts auf den kurzen Strecken von 40 bis 60 Yards nicht durch forciertes Tempo wettmachen konnte. Murchison, mein schärfster Gegner, ist ausgesprochener Hallenspezialist. Es ist daher kaum verwunderlich, daß er mich in allen Rennen glatt schlagen konnte, obwohl ich in Deutschland mehrfach bewiesen habe, daß ich ihm auf der Aschenbahn überlegen bin. Ich werde versuchen, im Mai abermals eine Reise nach Amerika möglich zu machen, um die Scharte auf der Aschenbahn wieder auszuweichen. Im weiteren werde ich bemüht sein, in Breslau oder Berlin einen Hallenlauf über 100 Meter mit der jungen deutschen Sprintergarde, insbesondere mit Körnig, zustandezubringen.“ — Man sieht also, daß Houben sein Fiasko im Dollerlande keineswegs zu beschönigen versucht, sondern offen zugibt, in ehrlichem Wettkampf einwandfrei

geschlagen worden zu sein. Ob seine Zukunftspläne sich verwirklichen lassen, wird die Zeit und — die Haltung der D. S. B. lehren. Nach meiner Ansicht ist es noch durchaus zweifelhaft, ob die Münchener Herren zum zweiten Male eine Starterlaubnis erteilen, zumal Dr. Karl Ritter von Halt — vermutlich als „offizielles Sprachrohr“ der D. S. B. — sich mit aller Eindeutigkeit gegen Houbens Amerika-reise gewandt hat. Wir werden sehen.

Hochbetrieb im ganzen Reiche.

Wir verlassen nunmehr das Kapitel Houben, um von unserem Wachturm aus Umschau zu halten in Deutschlands Sportbezirken. Räumliche Gründe machen es begreiflicherweise unmöglich, allen Ereignissen gerecht zu werden, zumal in der von dieser Chronik umspannten Frist eine derartig unerhörte Hochflut von Veranstaltungen jeglicher Art über uns hinweggegangen ist, daß man müheelos die Spalten vieler „Welt“-Bände damit überschwemmen könnte. Im Brennpunkt des allgemeinen Interesses stehen nämlich die Endkämpfe um die Meisterschaft der Fußball-Verbände. Der Süden und Westen leben seit Wochen von Sensationen. Die größte aller Sensationen aber heißt „Bayern“ München. Die Mannschaft hat es nach mancherlei Experimenten fertig gebracht, zu Beginn der Endkämpfe in Höchstform zu sein. Die erste Runde ist erledigt. „Bayern“ schlug V. f. R. Mannheim (den vorjährigen süddeutschen Meister), Karlsruher F. V., Hanau 93 und F. V. Saarbrücken mit 10:0, 8:0, 5:1 und 6:0. Das Spiel gegen Sp. Vg. Fürth — die nach derselben Reihenfolge 3:1, 2:1, 3:2 und 5:1 gewann und somit die gleiche Punktzahl hat — endete 3:3 (1:3). Die Entscheidung liegt aber zwischen Fürth und München. Auch Westdeutschland gefiel sich in tollen Überraschungen, davon die tollste: V. V. Altenessen (Endspiel-Neuling) gegen T. R. U. Düsseldorf 8:2. Dieses unglaubliche Ergebnis ist aber durchaus kein Gradmesser für die Spielstärke der beiden Mannschaften. T. R. U. gehört trotz der blamablen Niederlage noch immer zum engeren Kreise der Favoriten. Auch der Duisburger Spielverein hat sich nach „halbem Fehlstart“ wieder aufge-rafft und Sport Rasfel und Arminia Bielefeld überlegen abgefertigt. V. f. R. Köln hat bei Abfassung dieses Berichtes erst ein Spiel absolviert, ohne beim Debut überzeugen zu können. Die „Sportfreunde“ aus Siegen geben einen recht beachtlichen Gegner ab, dennoch kommen sie für die Spitzengruppe nicht in Frage. In der Runde der „Zweiten“ scheint Schwarz-Weiß Essen — allerdings nur nach rein gefühls-mäßiger Kombination — die besten Aussichten zu haben. In Norddeutschland treffen Hamburger Sport-Verein, Hannoverischer Sport Club, Altona 93, Holstein-Kiel und Arminia Hannover in der Meisterschaftsrunde zusammen. Wenn nicht alles trügt, wird der Hamburger Sport-Verein dank seines elanvollen, von „Tull“ Harder dirigierten Stürmerspiels das Rennen mit knappem Vorsprung vor Altona 93, der Mannschaft des ewig jungen Internationalen Jägers, gewinnen. In Berlin dominiert Tennis-Borussia in Abteilung A. Zweifelloos stellt sie die weitaus stärkste Elf Brandenburgs. In Abteilung B führen Norden-Nordwest, Tasmania und Riders. Wer den Verband der Reichshauptstadt vertreten wird, ist noch ungewiß. Angeblich sollen sich die Spitzenreiter der Abteilung B damit einverstanden erklärt haben, Tennis-Borussia mit der Vertretung zu betrauen, aber erst nach einem Ausscheidungsspiel mit dem endgültigen B-Meister. Im Balten-Verband kämpfen V. f. B. Königsberg, Titania Stettin, Sp. C. Stettin, V. f. L. Danzig, Sp. C. Danzig und Viktoria Allenstein um die hohe Würde. Das Ende dürfte zwischen Stettin und Königsberg liegen. Mitteldeutschland bringt allsonntäglich ein wahres Massenaufgebot von Spielen. Von den bekannteren Vereinen sind u. a. beteiligt: Dresdener Sportklub, V. C. Chemnitz, Konfordia Plauen, Fortuna Leipzig, Sportfreunde Halle, Fortuna Magdeburg, Sp. Vg. Erfurt und Sp. V. Jena. Alle übrigen Mannschaften werden auf den Endkampf keinen wesentlichen Einfluß haben. Immerhin bleiben auch hier Überraschungen vorsichtigerweise vorbehalten. Und letztes: Südost-Deutschland. Breslau 08, Sp. V. Sagan, Viktoria Forst, Liegnitz, Sp. V. Hirschberg und Rottbus 98 sind hier bestrebt, sich das Leben möglichst sauer zu machen. Aus alledem geht hervor, daß wir vor ereignisvollen Tagen stehen. Die Spannung wächst von Sonntag zu Sonntag und wird ihren Kulmina-

tionspunkt erreicht haben, wenn die Verbandsmeister nach vielen harten Endrundenkämpfen endlich feststehen. Immerhin wird man sich heute schon den Typ erlauben dürfen, daß der stolze Titel „Deutscher Meister 1926/27“ nur zwischen Bayern München, Sp. Vg. Fürth und Hamburger Sportverein liegen wird. Oder sollte sich ein Außenseiter — etwa Tennis Borussia Berlin mit ihren neuen Repräsentativen — im stillen für eine Überraschung, die jede „normale Prophezeiung“ umwerfen würde, „sich“ machen? Im Ernst glauben wir zwar nicht darin, aber . . . wer kann's wissen!

Der Hockeysport

brachte in Amsterdam die Begegnung Deutschland—Holland. Die Holländer spielten einen reichlich kulturlosen Feld-, Wald- und Wiesenstil und erreichten die spielerische Höhe der deutschen Nationalmannschaft nicht im entferntesten. Der knappe 2:1-Sieg der Deutschen täuscht über die tatsächlich sehr bedeutende Unterlegenheit der Holländer hinweg. Das Ergebnis hätte zahlenmäßig eine erheblich größere Torbidifferenz aufweisen müssen. — Zu erwähnen ist außerdem Berlins „haushoher“ Sieg über Hannover mit 7:1 (4:0).

Die Radsportler

erschöpften ihr Programm in der Hauptsache in „Sechstagerennen“. Über den Wert dieser unerhörten physischen Leistungsprüfung kann man geteilter Meinung sein. Dem natürlichen Empfinden widerspricht diese 145stündige Dauerjagd nach Prämien und Punkten, und dennoch gibt es genug ernsthaft wertende Sportführer, die diese von Amerika übernommene „Six Days“ mit Argumenten zu rechtfertigen versuchen, die keineswegs mit salopper Handbewegung abgelehnt werden können. Eine andere Frage ist, ob wir das hier betonte altrömische Lebensprinzip „panem et circenses“ auch in unserem deutschen Sport anerkennen wollen oder nicht. Daß eine solche Sechstagerennerei nicht unbedingt schädigend für den Körper wirkt, hat Altmeister Walter Rütt bewiesen, der nicht weniger als 78 solcher Fahrten absolviert hat (davon 9 siegreich) und sich dennoch sichtlich wohl fühlt. Das Breslauer Sechstagerennen, das in unseren Berichtsmonat fällt, hatte folgendes Ergebnis: 1. van Kempen-Feja 889 P., 2. Persijn-Verschelden 692 P., 3. Rieger-Knappe 670 P., 4. Touani-Oliveri 605 P., 5. Thomas-Martin 118 P. Eine Runde zurück: 6. van Neck-Buyse 784 P., 7. Gottfried-Lang 226 P., 8. Behrend-Stolz 151 P. Insgesamt wurden 3839,470 Kilometer zurückgelegt. Das Dortmunder Sechstagerennen fand am 10. März seinen Abschluß und hatte nachstehendes Resultat:

1. Knappe-Rieger (Deutschland) 585 Punkte. 2. Möller-Lewanow (Deutschland) 483 P. 3. Buyse-Degraeve (Belgien) 456 P. 4. Persijn-Verschelden (Belgien) 328 P. 5. Bauer-Kruplat (Deutschland) 238 P. 6. Saldow-Lorenz (Deutschland) 152 P. Steingast-Jensen (Deutschland-Dänemark) 66 P. Eine Runde zurück: 8. Mühlhoff-Louet

Wandervogel. Der Kraftverbrauch beim Wandern. Wenn der menschliche Körper Arbeit leistet, so werden Verbrennungsprodukte in der Form von Kohlenäure und Wasserdampf ausgeschieden. Diese Ausscheidungen geben die Möglichkeit, die verbrauchte Kraft zu messen. Man hat Versuchspersonen mit Apparaten ausgestattet, die die Menge der ausgeschiedenen Kohlenäure und des ausgeschiedenen Wasserstoffs registriert haben. Dabei wurde festgestellt, daß der Mensch, wenn er mit einer Geschwindigkeit von 5 km in der Stunde wandert, stündlich etwa 20000 Meterkilogramm Kraft verbraucht. (Meterkilogramm ist diejenige Menge Kraft, die erforderlich ist, um ein Kilogramm einen Meter hoch zu heben.) Bei größerer Geschwindigkeit erhöht sich die verbrauchte Kraftmenge bedeutend. Eine Geschwindigkeit von 6 km in der Stunde verbraucht bereits das Doppelte, 40000 Meterkilogramm, 7 Kilometer Stundengeschwindigkeit erfordern über 70000 Meterkilogramm. Es ist also nicht ratsam, beim Wandern die Geschwindigkeit gar zu sehr zu überspannen. Was man an Zeit gewinnt, setzt man an verbrauchter Körperkraft doppelt und dreifach zu.

Wandervogel. Wie die Deutschen einst ihre Feste feierten. Beim Fest kann man die Eigenart eines Volkes gut erkennen. Ein Volk, das in seiner Weise seine Feste zu feiern weiß, ist ein gesundes Volk. Bei den Festen tritt hervor, was ein Volk bewegt und an welchen Dingen es Gefallen hat.

Wenn wir unsere heutigen Feste mit den Volkstänzen von einst vergleichen, müssen wir zur Nachdenklichkeit gestimmt werden.

Wenn einst ein großes Fest vor der Tür stand, dann begann schon Wochen und Tage voraus das Zurüsten im Schoß der Familie und in Stadt und Dorf. Und wenn dann am Festmorgen die Glocken zum Gebet riefen, dann war alles bereit, und alle strömten in ihren bunten ständischen und landmannschaftlichen Trachten ins Gotteshaus, denn der erste Gedanke galt immer dem Herrgott.

(Deutschland-Frankreich) 354 P. 9. Dederichs-Hürtgen (Deutschland) 70 P. 10. Thiel-Remold (Deutschland) 36 P. Ein recht unliebsames Intermezzo gab es am vorletzten Tage. Der in aussichtsreicher Position liegende van Neck (Holland) mußte wegen eines Schiebungsversuches disqualifiziert werden. Sein Partner fuhr anfänglich als Ersatzmann weiter, gab aber später das nach dem ersten Rennen auf. — Vom 8. bis 14. April wird in Berlin das 16. Sechstagerennen zur Abwicklung kommen. Erstklassige Amerikaner und Italiener werden am Start erscheinen, darunter Eaton (Stockholm), Bedmann, Linari und Binda. Auch der in Dortmund schwer gestürzte Louet (Frankreich) hat seine Meldung abgegeben. Mit dem vorzüglichen Deutsch-Amerikaner Otto Petri schweben Verhandlungen.

Zum Schluß unserer Sportchronik sei das glänzende Abschneiden Rademachers (Magdeburg), des vielfachen deutschen Meisters und Weltrekordlers im Brustschwimmen, registriert, der in Amerika eine Gastrolle gibt und einen Sieg nach dem andern für sich buchen kann. Schon sein erster Start in der Universitätsstadt Yale brachte (im Alleingang!) einen neuen Weltrekord über 400 Meter Brust in 5:50,2 Min. Seine Rennen in New York gaben ihm erneut Gelegenheit, weitere Höchstleistungen aufzustellen. 100 Meter schwamm er in 1:15,8 Min. (bisher 1:15,9), 100 Yards 1:08,6 Min. Beim Schwimmfest des Brooklyn Swimming in Boston erreichte er trotz schwerer Daumenverletzung seinen eigenen Weltrekord über 200 Meter Brust in 2:50,2 Min. Sein vierter Start am 21. März in Detroit, der größten Automobilstadt der Welt, gewann er die 100 Yards in 1:09,8 Min. mit deutlichem Vorsprung vor Mac Wellan (Amerika). Rademachers Klubkamerad Fröhlich hat sich bisher noch nicht durchsetzen vermocht, obwohl er einige recht beachtenswerte Zeiten schwamm. Immerhin ist ihm Americas Rückenpezialist Lauffer um ein Erhebliches überlegen.

In Berlin stand Deutschlands Mittelgewichts-Boxmeister Domgörgen gegen den Belgier Devos, ein Kampf um den Europameistertitel, 15 Runden. Der Punktsieg des Belgiers wurde mit fanatischen Protestationen quittiert, obwohl unvoreingenommene Fachleute der Ansicht waren, daß die Entscheidung der Punktrichter durchaus den Leistungen entsprochen hat. — Wiener hat den neuen englischen Schwergewichtsmeister Phil Scott gefordert. Eine große Aufgabe für den über Nacht bekannt gewordenen jungen Deutschen. Sonst ist es still im Lager der Boxer. Die allgemeine Gelbnot wirkt sich, wie uns Berufskämpfer eingestanden haben, in einem solchen katastrophalen Maße aus, daß selbst die „Prominenten“ froh sind, für geringe Sätze durch die Seile klettern zu können. Bekannte Namen sind schon für 200 Mark zu haben. Das „Starwesen“ mit all seinen üblen Begleitererscheinungen (bengalischer Personenkult usw.) stirbt. Es lebe der gesunde Sport, der Weg und Ziel hat und mehr sein will als Sensation und Berausung, der hinaufführen will auf die freien Höhen, wo Kraft und Schönheit eine jauchzend frohe, helle Heimstatt haben!

Wenn dann die stille Stunde nach dem Kirchgang vorüber war, die vielenorts dem Besuch der Gräber und einem stillen Rückerinnern galt, dann trat das Heim in sein Recht. Das Heim, das unsere Altvorden mit so unendlich vieler Liebe und so viel Kunstsinne schmückten, denn Heim und Familie waren von jeher Angelpunkte des deutschen Lebens. Wenn dann aber die Mittagsstunde verflossen war, und die Sonne leuchtete hell am Himmel, dann strömte alles hinaus aus der Enge der Höfe und Gassen auf die Festwiese. Und hier draußen zeigte sich das festliche Treiben in seiner frohesten Gestalt.

Worin aber bestand das festliche Treiben?

Da wurden die altüberkommenen Reigentänze getanzt, da klangen die Volkslieder auf, da schossen die Männer nach dem Adler auf der Stange, da übte man sich im Ringelstechen, im Wettlauf, im Schleudern und Ringen und Tauziehen. Das Sachhüpfen brachte eine lustige Note in all die Wettkämpfe hinein. Und um all und jedes schlang sich ein feiner Brauch. Und daß auch die Narrenfreiheit zu ihrem Rechte käme und eine ehrliche, wenn auch oft beißende Kritik an manchen Dingen geübt werden konnte, hatte der Raspler sein Best aufgeschlagen und entlockte den Massen Lachen um Lachen.

Und wenn dann der Abend kam und die Sterne ihr Licht entzündeten, dann verebbte die laute Lust, und wenn die Festfeuer ihren Glanz entfalteten, dann klangen nur noch die feinen, sinnigen Weisen durch die Nacht.

Frohinn und Ernst in feiner Form gepaart, Ehrfurcht vor dem Höchsten, Liebe zu Heim und Familie, Liebe zu Heimat und heimischem Brauch, Stählung der Körper im ernstesten Kampf und lustiges Wortgeplänkel, dazu viel Sinnigkeit verwoben in schöne Bräuche, das machte einst die Weihe der Feste aus.

Und heute?

Zurückkehren müssen wir zu alter deutscher Art, uns loslösen vom Fremden, vom Hasten und von Gedankenlosigkeit. Dann werden wir auch wieder lernen, Feste zu feiern, wie in feiner feinen Art Altmeister Richter auf manchen seiner Bilder geschildert hat.

Städtewettkampf Bochum-Dortmund-Bielefeld. Mit dem kommenden Frühling gehen auch die Städtewettkämpfe im Geräteturnen, diese erprobten Werbemittel zur Förderung des Turnens, zu Ende. Kürzlich haben in Westfalen noch einige Veranstaltungen stattgefunden, von denen über den Kampf zwischen den Städten Bochum, Dortmund und Bielefeld am 21. Februar in Bielefeld hier berichtet sei. Zweimal schon war in den Jahren 1924 und 1925 um die Palme des Sieges heiß gestritten worden, und zwar 1924 in Dortmund und 1925 in Bochum. Beide Male hat die Stadtmannschaft Bochum gesiegt. Jede Stadt stellte eine Mannschaft von zehn Mann, die heute je eine Kürübung am Reck, Barren und Pferd zu turnen hatten. Der Sprung über das langgestellte Pferd und die Kürfreiübung fielen heute fort. Bochum galt auch diesmal als ausgesprochener Anwärter auf den Sieg und wird heute mit Recht die Bochumer Stadtmannschaft als die stärkste Westdeutschlands angesehen. Die Dortmunder Mannschaft war dadurch sehr geschwächt, das Plagel wegen eines kleinen Unfalles verhindert war, mitanzutreten. In den bisherigen zwei Wettstreiten war Dortmund beide Male an die 2. und Bielefeld an die 3. Stelle gekommen. Diese Reihenfolge blieb auch heute bestehen, wenngleich nicht zu verkennen war, daß die Leistungen im allgemeinen viel ausgeglichener waren. Das tritt auch dadurch besonders hervor, daß jede Stadt an einem der drei Geräte abwechselnd die beste Mannschaft stellte. Bochum am Barren, Dortmund am Pferd, Bielefeld am Reck. Allerdings lag Bochum am Barren mit 19 Punkten Vorsprung weit vor, blieb am Pferd nur mit zwei Punkten gegen Dortmund und am Reck ebenfalls nur mit zwei Punkten gegen Bielefeld zurück. Bochum ist also sicherlich die tüchtigste Mannschaft, und zwar beruht diese Tüchtigkeit auf der Sicherheit, mit der die Bochumer ihre Übungen ausführen; ein Versager ereignet sich bei ihnen nur sehr selten. Dabei muß man staunen darüber, daß die Bochumer es verstanden haben, ihre jüngeren Turner schon zu solch hoher Kunstfertigkeit an den Geräten heranzubilden. Ludwig und der junge Kargol sind mit Kleinhorst die besten Leute der Bochumer.

Der beste Mann der Dortmunder war Hans Felsing, 2. Sieger im Zehnkampf auf dem Deutschen Turnfeste 1923 in München, der sich nunmehr von den Folgen eines im Jahre 1924 erlittenen Unfalles vollkommen erholt hat. Der beste Bielefelder war Fullert, ein vielversprechender junger Turner, dem aber der älteste Bielefelder Teilnehmer, und damit der älteste Kämpfer des Tages überhaupt, Wilhelm Pantoke, mit seinen 49 Jahren nicht im geringsten nachstand. Pantoke war auf dem Deutschen Turnfeste in München der 1. Sieger des Reckkampfes der Turner der 2. Altersstufe, 45 bis 50 Jahre. Er hat also auch heute von seinem Können nichts eingebüßt.

Die große, vereinseigene Turnhalle der Bielefelder Turngemeinde an der Paulusstraße war mit Zuschauern — über 1500 — überfüllt, als um 3½ Uhr nachmittags die Wettturner aufmarschierten.

Begonnen wurde mit Barren. Die Bochumer glänzten und stellten schon hier ihren Sieg sicher. Ludwig und Kargol-Bochum erhielten die höchste Punktzahl, je 28, Frostheim-Dortmund 26, Felsing-Dortmund, Fullert und Pantoke-Bielefeld je 25. Insgesamt erzielten Bochum 231, Dortmund 212 und Bielefeld 207 Punkte.

Am Pferd waren die Dortmunder und die Bochumer gleichwertig, während hier Bielefeld weit zurückblieb. Felsing-Dortmund brachte es auf die volle Punktzahl 30. Insgesamt am Pferd: Dortmund 250, Bochum 248 und Bielefeld 218 Punkte. Das Gesamtergebnis stand bis hier: Bochum 479, Dortmund 462, Bielefeld 425 Punkte.

Am Reck holte Bielefeld gewaltig auf. Dortmund hatte verschiedentlich Pech, während auch hier Bochum sich durch ruhige, gleichmäßige Sicherheit auszeichnete. Vier Mann erreichten mit ihren schwierigen, glänzend ausgeführten Übungen die volle Punktzahl 30, und zwar Kargol und Ludwig aus Bochum, Felsing aus Dortmund und Fullert aus Bielefeld. Das Reckergebnis war: Bielefeld 249, Bochum 247, Dortmund 228 Punkte.

Das Endergebnis stellt sich also wie folgt: Bochum 726, Dortmund 690, Bielefeld 674 Punkte.

Eine besondere Seltenheit zeigte der schön verlaufene Wettkampf auch noch dadurch, daß am Pferd die höchsten Punktzahlen errungen wurden. Sonst ist das in unseren Turnkreisen 8a und 8b nicht der Fall, im Gegenteil, Pferd-quer (Pferd-seit, Pferd-breit) ist bei uns fast immer das schwächste Gerät; Barren und namentlich Reck werden besser beherrscht. Die Westfalen sind allerdings besser am Pferd wie die Rheinländer, wie der große Wettkampf zwischen den Turnkreisen 8a und 8b in Essen am 6. Dezember vorigen Jahres trefflich bewiesen hat.

Die höchsten Punktzahlen der Einzelturmer errangen: 1. Kargol und Ludwig-Bochum je 86, 2. Felsing-Dortmund 85, 3. Fullert Bielefeld 80, 4. Pantoke-Bielefeld (49 Jahre alt) 79, 5. Reinhorst-Bochum 76.

Ruhr-Turngau, Hallenwettturnen des 1. Bezirks (Gelsenkirchen und Umgebung). Am 28. Februar ging in der geräumigen Jugendhalle zu Katernberg das diesjährige Hallenwettturnen des Gelsenkirchener Bezirks vor sich. Es bestand aus einem Zehnkampf an den Geräten, Reck, Barren und Pferd, einschließlich Pflichtfreiübung, für

die Turner in zwei Klassen, die Jugendturner in zwei Abteilungen und ferner in einem Siebenkampf für die Turnerinnen, Jugendturnerinnen und Turnschüler. Im ganzen beteiligten sich nicht weniger als 243 Wettkämpfer bzw. -kämpferinnen. Die Pflichtübungen waren recht fleißig geübt worden, so daß sie von den meisten eine recht gute Auswirkung fanden. Auch sah man manche sehr gut zusammengestellte und ausgeführte Kürübungen, wenngleich auch gesagt werden muß, daß es hier bei sehr vielen Teilnehmern noch mangelt. Zum Schluß der Veranstaltung fand eine kurze Feier zum Andenken an unsere gefallenen Krieger statt.

Die ersten Sieger der Kämpfe sind:

Turner 1. Abteilung. 1. Sieger Bruno Heinrichs, T. u. Spv. Gelsenkirchen III, 188 Punkte, 2. August Welter, T. u. Gelsenkirchen-Adendorf, 181 P., 3. Fritz Spittka, T. u. Gelsenkirchen-Adendorf, 171 P., 4. Heinz Deynhausen, T. u. Gelsenkirchen-Adendorf, 166 P., 5. Alfred Eglinstky, T. u. Spv. Gelsenkirchen III, 162 P., 6. Hans Linde, Lehl. T. u. Spv. G. B. A. G., Abt. Schalke, 158 P., 7. Joh. Siepmann, Turnklub Kray, 157 P., 8. Ernst Polte, Turnklub Bismard, 156 P., 9. Herm. Buschmann, T. u. Gelsenkirchen-Adendorf, 155 P., 10. Willi Brintmann, T. u. Schalke 77, 153 P., 11. Joh. Ehler, T. u. Schalke 77, 153 P., 12. Paul Grzenia, Turnklub Bismard, 151 P., 13. Otto Klein, T. u. Spv. Gelsenkirchen III, 149 P., 14. Karl Hapa, T. u. Schalke 77, 137 P.

Turner 2. Abteilung. 1. Sieger Heinrich Korn, T. u. Gelsenkirchen-Adendorf, 165 Punkte, Ludwig Kroll, Lehl. T. u. Spv. G. B. A. G., Abt. Schalke, 165 P., 2. Jak. Schwarzwald, Turnklub Kray, 161 P., 3. Erich Kreitner, T. u. Gelsenkirchen-Adendorf, 160 P., 4. Max Gluth, T. u. Schalke 77, Franz Hohmann, T. u. Katernberg, Fritz Stramm, T. u. Spv. Gelsenkirchen III, je 159 P., 5. Hermann Gayl, T. u. Spv. Gelsenkirchen III, 158 P., 6. Heinrich Preuß, T. u. Gelsenkirchen-Adendorf, 157 P., 7. Fritz Melang, T. u. Gelsenkirchen-Adendorf, 155 P.

Jugendturner-Oberstufe. 1. Sieger Jos. Eiderling, Turnklub Bismard, 166 Punkte, 2. Fritz Schnarre, Turnklub Bismard, 165 P., 3. Hans Bary, T. u. Gelsenkirchen-Adendorf, 164 P., 4. Jos. Postert, Lehl. T. u. Spv. G. B. A. G., Abt. Schalke, 162 P., 5. Heinz vom Felde, Turnklub Gelsenkirchen 74, 161 P., 6. Kurt Turnhöfer, T. u. Wattenfeld, 159 P., 7. Otto Müller, T. u. Spv. Gelsenkirchen III, 158 P., 8. Herm. Seeger, T. u. Katernberg, 157 P.

Jugendturner-Unterstufe. 1. Sieger Edmund Pech, T. u. Katernberg, 179 Punkte, 2. Fritz Matijel, Lehl. T. u. Spv. G. B. A. G., Abt. Schalke, 178 P., 3. Joh. Wagner, Turnklub 74, 172 P., 4. Heinz Topp, T. u. Schalke 77, 161 P., 5. Walter Beer, Lehl. T. u. Spv. G. B. A. G., Abt. Schalke, 158 P., 5. Herm. Postert, Turnklub 74, 158 P., 6. M. Auriga, T. u. Oberrealschule, 156 P., 7. Heinz Milewski, Lehl. T. u. Spv. G. B. A. G., Abt. Schalke, Anton Schneider, Turnklub Bismard, Walter Balusch, T. u. Katernberg, Fritz Hilgenstein, Turnklub Bismard, je 155 P., 8. Alb. Westen, Lehl. T. u. Spv. G. B. A. G., Abt. Schalke, 154 P.

Turnschüler. 1. Sieger Aloys Wildenhues, T. u. Gelsenkirchen-Adendorf, 130 Punkte, 2. Heinz Stramm, T. u. Spv. Gelsenkirchen III, 129 P., 3. Jos. Wahmann, T. u. Horst-Emscher, 122 P., 4. Herm. Fleischer, Turnklub Kray, Georg Weber, Turnklub Bismard, 120 P., 5. Heinz Flügel, Turnklub Kray, Ludw. Lucaschek, T. u. Katernberg, je 117 P., 6. Karl Kirstein, Turnklub Bismard, Wilhelm Lindenthal, T. u. Gelsenkirchen-Adendorf, je 115 P., 7. Walter Schneider, T. u. Gelsenkirchen-Adendorf, 112 P.

Turnerinnen. 1. Siegerin Ida Kulina, T. u. Schalke 77, 120 Punkte, 2. Gertr. Winners, T. u. Horst-Emscher, 118 P., 3. Herta Prüfer, T. u. Katernberg, 104 P., 4. Gertr. Mawczynski, T. u. Horst-Emscher, 100 P., 5. Mia Schäfers, T. u. Schalke 77, 94 P.

Jugendturnerinnen. 1. Siegerin Fel. Kürpid, Turnklub Gelsenkirchen 74, 129 Punkte, 2. Else Stein, T. u. Horst-Emscher, 122 P., 3. Mia Hoffmeister, Turnklub Gelsenkirchen 74, 120 P., 4. Helene Eglinstky, Turnklub Gelsenkirchen 74, 115 P., 5. Elfr. Bittner, Turnklub Bismard, 114 P., 6. Anne Michalzik, T. u. Schalke 77, 112 P., 7. Elfriede Schäfers, T. u. Schalke 77, 106 P., 8. Elly Weinreich, Turnklub Bismard, 105 P., 9. Paula Bedmann, T. u. Horst-Emscher, Lotte Goldschmidt, T. u. Horst-Emscher, je 104 P., 10. Emma Goswig, T. u. Horst-Emscher, 102 P., 11. Hilde Kramer, T. u. Gelsenkirchen-Adendorf, Else Ollech, Turnklub Bismard, je 101 P., 12. Ida Fiderich, Turnklub Bismard, Hilde Schmidt, T. u. Gelsenkirchen-Adendorf, je 99 P., 13. Anna Teuber, T. u. Gelsenkirchen-Adendorf, 98 P., 14. Margot Winkler, Turnklub Gelsenkirchen 74, 96 P., 15. Hilde Heitbrink, T. u. Gelsenkirchen-Adendorf, 94 P., 16. Luise Bernhardt, T. u. Schalke 77, 93 P.

Die im Bereiche der Werte der Gelsenkirchener Bergwerks-Altkien-Gesellschaft belegenden Vereine schnitten zufriedenstellend ab. So errang der Turnverein Adendorf 38, der Turn- und Sportverein der Lehrlings-Werkstätten der Gelsenkirchener Bergwerks-Altkien-Gesellschaft, Abt. Schalke, 14, der Turn- und Sportverein Gelsenkirchen III 19, der Turnverein Hüllen 4 und der Turnklub Kray 13 Siege.

K.

Gauturntag des Ruhr-Turngaues am 14. Februar 1926 in Duisburg. Der zum „Burgader“ in Duisburg, Vereinshaus des Duisburger Turnvereins von 1848, einberufene Gauturntag für das Jahr 1926 wurde 10½ Uhr vormittags durch den Gauvertreter Urselmann-Horst-Emscher eröffnet. Vertreten waren 75 Vereine mit 156 Stimmen, außerdem 40 Mitglieder des Gauturnrats und der Bezirksvorstände, zusammen also 196 Stimmen. Wenn der Gau auch seinen Bestand an Vereinsangehörigen gegenüber 1925 verbessern konnte, so ist doch der Stand von 1922 noch lange nicht wieder erreicht. Damals wurden 135 Vereine mit 23032 Angehörigen gezählt. Allerdings ist inzwischen der 6. Bezirk des Ruhr-Gaues zum selbständigen „Rhein-Lippe-Gau“ abgetrennt worden, mit rund 25 Vereinen und 2500 Mitgliedern. Aber die immer mehr zunehmende Arbeitslosigkeit hat doch manche Abwanderung aus den Vereinen zur Folge gehabt. Erfreulich ist die Zunahme an Jugendlichen und Turnschülern bzw. -schülerinnen. Am 1. Januar 1926 zählte der Gau 106 Vereine mit 18152 Angehörigen gegen 105 Vereine mit 17927 am 1. Januar 1925.

Frauen- und Mädchenabteilungen sind jetzt in 64 Vereinen vorhanden, außerdem bestehen zwei selbständige Frauen-Turnvereine. Jugendabteilungen gibt es 88, und zwar turnen in 48 Vereinen nur Knaben, in einem nur Mädchen, 39 Vereine haben Knaben- und Mädchenabteilungen.

Über 1000 Vereinsangehörige sind in folgenden Städten vorhanden:

Essen	5652	(im Vorjahre 5944),
Duisburg	3437	(„ „ 3110),
Mülheim	1819	(„ „ 1722),
Oberhausen	1215	(„ „ 995),
Hamborn	1121	(„ „ 1041),
Selsenkirchen	1075	(„ „ 1168).

Der größte Verein des Gaues ist der Turnverein Duisburg von 1848 mit 1005 Angehörigen, gegen 903 im Vorjahr.

Zwei neue Vereine sind heute dem Gau beigetreten, und zwar der Wasserfportverein 1925 Essen und der Turn- und Ballspielverein Duisburg-Neudorf.

Das Turn- und Sportabzeichen besitzen 301 Turner in Bronze, 31 in Silber und 33 in Gold, 11 Turnerinnen in Bronze und 3 in Silber.

Der Gauvertreter drückte in seiner Eröffnungsansprache den Wunsch aus, daß der Gautag zur weiteren Entwicklung des turnerischen Lebens, zur Erstarbung und inneren Kräftigung des Gaues und der einzelnen Vereine beitragen möge. Besondere Freude erzeuge es, daß es dem Gau nach einer Reihe von Jahren vergönnt sei, wieder in dem Heime des ältesten und größten Vereins des Gaues, das durch die fremdländische Besatzung lange mit Beschlag belegt gewesen sei, tagen zu können. Oberbürgermeister Dr. Jarres und Beigeordneter Rind haben ihr Nichtersehen mit dienstlicher Abwesenheit von Duisburg entschuldigt, dem Gautage aber ihre besten Wünsche und Grüße übermittelt.

In seinem Jahresbericht verweist der Gauvertreter auf die große Arbeitslosigkeit in den Orten, deren Gedeih und Verderb allein von der Auf- oder Abwärtsbewegung der Schwerindustrie abhängt. Der Gau habe besondere Schwierigkeiten gehabt in der Entrichtung der Gausteuer bzw. der damit verbundenen Kreis- und Turnerschaftsteuer. Andererseits habe aber die Arbeitslosigkeit die Folge gehabt, daß in manchem Verein der Turnbetrieb wegen der vermehrten Beteiligung der Arbeitslosen sich sehr gehoben habe. Zwei Veranstaltungen des Jahres 1925 seien besonders zu erwähnen: das vom Essener Turnerbund übernommene Gauturnfest mit seinem einfachen Festzug, ohne Musik und ohne Gesang („O Deutschland hoch in Ehren“ schien den Franzosen nicht als vaterländisches Lied bekannt zu sein), und der Hermannslauf, der auch in unserem Gau mit Begeisterung durchgeführt wurde.

Gauberturnwart Rindert-Mülheim-Ruhr berichtet ebenfalls in ausführlicher Weise über das Jahr 1925. Die Lehrarbeit des Gaues im vergangenen Jahre hat in vier Turnwart- bzw. Vorturner- und drei Frauen-Vorturner-Tagungen bestanden. Jeder Verein hat die Verpflichtung, zu ersteren einen Turnwart, zu den Vorturner-Tagungen zwei Vorturner bzw. Turnwarte zu entsenden. Im übrigen ist im Ruhr-Turngau Tüchtiges geleistet worden. Das Turnen an den Geräten steht in hoher Blüte, wozu Gaumännerturnwart Helms Erhebliches beiträgt. Rindert erwähnt ebenfalls das Gauturnfest und die damit verbundene prächtige Sonnenwendfeier, die unter der Leitung des Gaujugendwarts Otto Schling-Duisburg-Ruhrort stand. Aus den verschiedenen „Systemen“ für das Frauen- und Mädchenturnen haben wir das Beste für uns entnommen, was wir gern anerkennen.

Turnspielbewegung. Rindert erklärt die Spiele als eine unersehbliche Ergänzung des Turnbetriebes. Die Gaupielwarte Kleinholz und Maes haben treue Arbeit geleistet. An den Meisterschaftsspielen haben sich folgende Mannschaften beteiligt:

	1925	1924	Meister 1925
Handball	101	81	Turnverein Kettwig,
Faustball	230	245	Turnverein Alstaden, der Turn-
			erinnen-Id. Duisburg-Beed,
Schlagball	44	51	Turnverein Mülheim-Styrum,
Fußball	15	26	Kruppsche Turngemeinde, Essen

Im Faustball der Altersturner 1. Stufe ist Meister der Turnverein Duisburg-Ruhrort, der 2. Stufe Id. Mülheim-Styrum.

Volkstümliche Übungen. Für 1926 sollen, um auszubauen, die Vereinsmannschaftskämpfe nicht mehr vorgesehen werden. Die Beteiligung an dem Gausportfest war zu gering. Der Hermannslauf ist gut durchgeführt worden und hatte auch große Zuschauer-massen auf die Beine gebracht. Eine besonders große Veranstaltung im volkstümlichen Turnen war auf dem Kaiserberg-Fest zu Duisburg.

Schwimmen. Dadurch, daß das Schwimmen in der Deutschen Turnerschaft als selbständiger Betrieb aufgenommen worden ist, entwickelte sich das Schwimmen derartig, daß von einem unbedingten Fortschritt auf diesem Gebiete gesprochen werden kann, namentlich in den Städten mit Hallenschwimmbädern. Durchgeführt wurden neben einer ganzen Anzahl von Vorschwimmerstunden ein Gauschwimmen, ein Stromschwimmen und ein Gauschwimmfest.

Fechten. Zu Anfang 1925 waren nur drei Fechtabteilungen im Gau vorhanden, die sich auf sechs vermehrt haben. Auf dem Gausfeste traten zum ersten Male Fechter und Fechterinnen auf den Plan, und zwar im ganzen etwa 20. Auf Veranstaltungen des Kreises und der D. T. wurden von unseren Fechtern 27 Kränze errungen, ein Beweis ihrer Tüchtigkeit.

Jugendpflege und Jugendturnen. Zusammentünfte im Gau und in den Bezirken haben stattgefunden, am 16. März ein Gaus-Jugendturnen mit Tiabend. In Velbert, wo ein Jugendtreffen des Ruhr- und Muppertaler Gaues abgehalten worden ist, war die Beteiligung des Ruhr-Gaues in Anbetracht seiner Größe verhältnismäßig gering. Auf dem Jugendführer-Lehrgang in Spandau war der Gau vertreten.

Der ausführliche Bericht Rinderts wird mit lebhaftem Beifall belohnt.

Turnerische Gau- und Bezirksveranstaltungen. Dazu spricht Rindert unter Hinweis auf die Arbeitstafel für 1926. Ein Lehrgang für das Frauenturnen hat in Duisburg in diesem Jahre bereits stattgefunden, ein Vorturner-Lehrgang ist im Gange, beide mit gutem Erfolge. Ferner weist er auf die Notwendigkeit hin, in diesem Jahre ein Gauturnfest zu veranstalten, da die Jahre 1927 (Kreisturnfest in Remscheid) und 1928 (Deutsches Turnfest in Köln) uns dazu keine Gelegenheit geben würden.

Rassenwart Frisch-Duisburg verliest einen ausführlichen Bericht über die Kassengebarung. Er erwähnt dabei, daß die Vereine es vielfach nicht verstanden, Geldquellen aufzutun, sondern sich meistens auf die Mitgliederbeiträge verlassen.

Nach dem für 1926 aufgestellten Haushaltsplan wird beantragt und beschlossen, die Gausteuer für 1926 auf 0,20 Mk. festzusetzen. Zu zahlen sind ferner Kreissteuer 0,40 Mk., für die Unfallversicherung 0,20 Mk. und an Turnerschaftsteuer 0,60 Mk., zusammen also 1,40 Mk. je Mitglied.

Ein Antrag des Turnvereins Altdorf, Selsenkirchen:

„Der Gautag wolle beschließen, daß die Vereine für ihre erwerbslosen Mitglieder von der Entrichtung der Gausteuer entbunden werden. Der Gau unternimmt ferner Schritte, daß für solche Mitglieder auch die Kreissteuer und die Steuer für die Deutsche Turnerschaft in Fortfall kommt“

will erreichen, daß die Erwerbslosen Mitglied bleiben können, ohne daß für sie, da sie doch auch keine Vereinsbeiträge bezahlen, Gau- usw. Steuer entrichtet werden müsse, um auf diese Weise der großen Einbuße an Mitgliedern, welche die D. T. bisher erlitten hat, Einhalt zu tun.

Der Antrag entfesselt eine rege Aussprache, die damit endet, daß der Kreisvertreter Preuß-Essen, 2. Gauvertreter der Ruhr-Turngaues, im Kreishauptauschuß versuchen wird, die Einbringung eines entsprechenden Antrages zum Deutschen Turntage in Bremen herbeizuführen.

Entwurf einer Gausfestordnung. Diese soll durch den Gauturnrat endgültig festgesetzt werden.

Gauturnfest 1926. Anträge von Vereinen auf Übernahme des Gauturnfestes liegen nicht vor. Der Turnerbund Werden erklärt sich zur Übernahme des Festes bereit, kann aber die geldlichen Verpflichtungen nicht übernehmen.

Die Abstimmung darüber, ob 1. im Jahre 1926 ein Gauturnfest stattfinden soll, und 2., ob der Gauturnrat zusammen mit dem Turnauschuß sich mit einem Verein in Verbindung setzen soll, um einen Platz zu bekommen, ergibt Zustimmung.

Ersatzwahlen zum Gauturnrat. Die satzungsgemäß Auscheidenden: Gauvertreter Urselmann-Horst-Emscher, Männerturnwart Helms-Essen-West, Rassenwart Frisch-Duisburg, Spielwart Kleinholz-Duisburg, werden durch Zuzug wiedergewählt. Das Amt des Gauaufsichtswarts wird Oslander-Mülheim übertragen.

Wahl der Vertreter zum Deutschen Turntag in Bremen. Gewählt werden als Abgeordnete Gauvertreter Urselmann und Gauoberturnwart Klindert, als Stellvertreter Mohme-Duisburg und Helms-Essen-West.

Bird-Essen, Ehrenmitglied des Gauturnrats, spricht dem Gauturnrat Dank aus für die geleistete Arbeit und bringt ihm ein dreifaches Gut Heil dar.

Urselmann schließt die in voller Eintracht verlaufende Tagung mit einer aufmunternden Ansprache; „Auf denn, Turner, ringet“ durchklingt zum Schluß, 4 1/2 Uhr nachmittags, den Saal.

23. Gauturntag des Emscher-Ruhrgebietes. Der diesjährige ordentliche Gauturntag des Emscher-Ruhrgebietes fand am Sonntag, den 7. Februar 1926, nachmittags 2 Uhr, in den oberen Sälen des Parkhauses in Bochum statt. Anwesend waren die Mitglieder des Gauturnrates, die Bezirksleitungen und von den 36 zum Emscher-Ruhrgebiet gehörenden Vereinen 89 Vertreter. Außerdem 80 Zuhörer. Der I. Gauvertreter Eifermann-Bochum eröffnete den Gauturntag mit einem kurzen Rückblick und einem Grußwort an alle erschienenen Vertreter und Vertreterinnen. Als dann hielt er einen Vortrag über den Gründer und ersten Vorsitzenden der Deutschen Turnerschaft Theodor Georgi, dessen 100. Todestag am 9. Januar dieses Jahres gefeiert wurde. Nach dem Absingen des Bundesliedes der Deutschen Turnerschaft von Direktor F. Groh erstattete der I. Gauvertreter den Geschäftsbericht über das Jahr 1925. Aus demselben ist folgendes zu entnehmen: Im Laufe des Jahres traten dem Gau neun neue Vereine bei, und zwar:

- Turnverein Weitmar, gegr. 1882,
- Turn- und Sportverein Horsthausen bei Herne, e. V., gegr. 1890,
- Turnverein Jahn, Günnigfeld, gegr. 1925,
- Turn- und Spielabteilung des Evangelischen Gesellenvereins Bochum, gegr. 1925,
- Sportabteilung der Lehrlingsabteilung des Bochumer Vereins, gegr. 1925,
- Sportfreunde Werne, gegr. 1925,
- Turnverein Gut Heil, Werne, gegr. 1923,
- Turnverein Harpen, gegr. 1905,
- Turn- und Sportverein Kornharpen, gegr. 1926.

Ausgetreten ist die Turngemeinde Eppendorf 1921.

Die Zahl der Gauvereine ist von 28 auf 36 gestiegen. Der Mitgliederbestand betrug am 1. Januar 1926: 1114 Kinder unter 14 Jahren und 3668 Mitglieder über 14 Jahren. Den Ehrenbrief der Deutschen Turnerschaft erhielten zwei Turner, den des Turnkreises 8a ein Turner und den Gauehrenbrief 10 Turner. Für 25jährige treue Mitarbeit erhielten bei Gelegenheit des vorjährigen Hartortbergfestes die Turner Heenes und Schaaf, Bochum, vom Hartortbergfestauschuß eine Ehrenurkunde.

Als Gaumeister aus den einzelnen Spielen gingen hervor:

- Faustball — Altersturner: Turnverein zu Bochum, gegr. 1848, e. V.
- Faustball — Männer: Turn- u. Sportvereinigung Laer 1887, e. V.
- Faustball — Jugend: Turnverein Jahn, Querenberg.
- Faustball — Turnerinnen: Turn- und Spielverein Ehrenseld-Rechen.
- Schlagball — Männer: Turnbund Herne-Vöde.
- Handball — Männer: Turnverein Wanne 1885, I. Mannschaft.

Die Westdeutsche Meisterschaft im Fußball erstritt sich der Turnverein zu Bochum 1848, e. V. Beim vorjährigen Jugendmannschaftskampf um das Jugendbanner des Emscher-Ruhrgebietes siegte die Mannschaft der Herner Turnvereinigung und erhielt für 1925 das Jugendbanner als Wanderpreis.

Die von den einzelnen Fachwarten erstatteten Berichte geben einen erfreulichen Fortschritt auf allen Gebieten zu erkennen, trotzdem die Beteiligung einzelner Vereine hätte besser sein können. Der vom Rassenwart Schaaf erstattete Rassenbericht zeigte, daß die allgemeine wirtschaftliche Lage auch vor den Turnvereinen nicht „Halt“ gemacht hatte. Trotzdem gelang es ihm, ohne Schulden ins neue Jahr zu gehen. Am Gauveranstaltungen wurden außer den Lehrstunden genehmigt: Frühjahrsgründelauf in den Bezirken, und zwar am 21. März II. Bezirk, am 18. April I. Bezirk, Gaugeräteturnen am 11. April, Jugendbannerturnen am 2. Mai, Gauportfest am 6. Juni, Jugendtreffen in den Bezirken am 13. bzw. 20. Juni, Turnfahrt der Altersturner am 18. Juli, Jugend- und Altersturnen verbunden mit den Gaueindspielen am 12. September. Die umgearbeiteten Gaufakungen wurden genehmigt und die Kopfsteuer auf 1,80 Mk. festgesetzt. Die satzungsgemäß auscheidenden Gauturnratsmitglieder Hampe-Herne, II. Gauvertreter, Schorrig-Herne, Gauoberturnwart; Partenheimer-Bochum, Gauspielwart; Grote-Bochum, Gauaufsichtwart; Schaaf-Bochum, Gauaufsichtwart; Frl. Klode-Bochum, Vertreterin des Frauen-

turnens, wurden einstimmig wiedergewählt. Ebenfalls der Gaujugendwart Hohenjos-Bochum. Um die Schwimmbewegung in die richtigen Bahnen zu leiten, bestimmte man zum Gauschwimmwart Kühn-Horst-Ruhr. Zur Unterstützung des I. Gauspielwarts wählte man Franke-Bochum als II. Gauspielwart. Nach einem Ausblick für 1926 und dem gemeinschaftlich gesungenen Liede „Wenn der Jugend Ideale“ schloß der I. Gauvertreter den anregend verlaufenen Gauturntag um 7 Uhr abends.

7. Westfälisches Hallensportfest am 6. und 7. Februar 1926 in Lage (Lippe). Das 7. Westfälische Hallensportfest, das am Samstag, den 6. Februar und Sonntag, den 7. Februar in Lage (Lippe) in der neuerbauten Turnhalle des dortigen Turnvereins stattfand, nahm einen glänzenden Verlauf. Insgesamt hatten 16 westfälische Vereine Mannschaften zu dem Wettstreit entsandt. Die erzielten Leistungen waren glänzend und ließen wiederum eine bedeutende Verbesserung gegenüber den Vorjahren erkennen. Der Mehrkampf war diesmal ein Viertonkampf, bestehend aus Hochsprung, Weitsprung, Kugel- und Steinstoßen. Stabhochsprung wurde nicht wie früher in den Mehrkampf eingerechnet. Die Ergebnisse: Mannschaftskampf: 1. „Eintracht“ Dortmund 2274 Punkte; 2. Turngemeinde Lage 1795 P.; 3. „Jahn“ Lüdenscheid 1720 P.; 4. „Jahn“ Minden 1718 P.; 5. Tgde. Bielefeld 1716 P.; 6. Allg. Hagener Turn- und Spielverein 1624 P. Viertonkampf: 1. Regener (Dortmund) 533 Punkte; 2. Ulrich (Dortmund) 514 P.; 3. Lingnau (Dortmund) 501 P.; 4. Wenter (Sölde) 489 P. Hochsprung: 1. Illhardt (Lüdenscheid) 1,817 m; 2. Regener (Dortmund) 1,775 m; 3. Ulrich (Dortmund), 1,755 m. Weitsprung: 1. Wenter (Sölde) 6,68 m; 2. Regener (Dortmund) 6,60 m; 3. Ulrich (Dortmund) 6,28 m. Kugelstoßen: 1. Lingnau (Dortmund) 12,74 m (außer Wettbewerb 13,35 m); 2. Wenter (Sölde) 12,14 m; 3. Regener (Dortmund) 11,55 m. Steinstoßen: 1. Lingnau (Dortmund) 9,75 m; 2. Ulrich (Dortmund) 9,13 m; 3. Regener (Dortmund) 8,95 m. 300-Meterlauf, Mannschaftslauf: 1. T. Gladbeck; 2. Tgde. Bielefeld; 3. T. Soest. Einzelsieger im 3000-Meterlauf: 1. Grünwald (Bielefeld) 9,56,6 Min.; 2. Böge (Soest); 3. Merz (Schüren). Stabhochsprung: 1. Regener (Dortmund) 3,72 m; 2. Borsdorf (Lage) 3,30 m; 3. Wenter (Sölde) 3,30 m.

Der Wanderpreis des Herrn Generaldirektors Töyke ging endgültig in den Besitz des Turnvereins „Eintracht“ Dortmund, als Sieger im Mannschaftskampf, über.

Hochschulmeisterschaften im Turnen, Sport, Fechten und Waldlauf zu Halle a. d. Saale am 28. Februar. Die Meisterschaft im Waldlauf über 7500 m gewann Bauer von der Universität Halle in 27:21,2 Min.

Die einzelnen Ergebnisse sind:

Handgeräte- und Freilübungs-Dreikampf für die Studentinnen: 1. Elisabeth Blattmann (Univ. München) 58 Punkte; für Studenten: 1. Gerhard Gruppe (Univ. Leipzig) 46 Punkte.

Geräte-Siebenkampf für Studentinnen: 1. Elisabeth Hagenbeck (Univ. Königsberg) 118 Punkte.

Geräte-Zehnkampf für Studenten: 1. T. H. Berlin 188 Punkte, 2. Hans Mügge (Univ. Leipzig) 176 Punkte.

Geräte-Zehnkampf für Alt-Akademiker: 1. Franz Wilsmeier (Univ. München) 166 Punkte.

Einzelmehsterschaften am Gerät für Studenten: am Red: 1. Hans Mod (T. H. Berlin) 56 Punkte, 2. Hans Mügge 56 Punkte; am Barren: 1. Hans Mod 55 Punkte; am Pferd: 1. Hans Mod, 58 Punkte.

Einzelmehsterschaften am Gerät für Alt-Akademiker: am Red: 1. Franz Wilsmeier 52 Punkte; am Barren: 1. Franz Wilsmeier, 49 Punkte; am Pferd: Günther Herbst (Univ. Berlin) 49 Punkte.

Florett-Fechten für Jung-Akademiker: 1. Rud. Berger (Univ. Wien), 2. Fernand Hirschfeld (Univ. Breslau), 3. J. Thomae (Univ. Gießen), 3. Ludw. Grothe (Univ. München).

Säbel-Fechten für Jung-Akademiker: 1. Rud. Berger, 2. J. Thomae, 3. Joh. Raabe (Univ. Leipzig). — In die Endrunde im Degenfechten kamen: 1. Heinz Bornesfeld (T. H. Berlin), 2. Ludw. Grothe, 3. Friedr. Ehrhardt (Univ. Leipzig), 4. J. Thomae, 5. Rud. Berger, 6. Peter Udluft (T. H. Dresden).

Akademische Meisterschaft 1926 für Alt-Akademiker: im Florett: 1. Dr. Schöndube (Frankfurt a. M.), 2. Dr. Hoops (Berlin), 3. Rechtsanwalt Prause (Leipzig); im Säbelfechten: Hieb und Stich: 1. Dr. Hoops, 2. Dr. Schöndube, 3. Dr. Rall (Frankfurt a. M.); im Degenfechten: 1. Rechtsanwalt Prause, 2. Dipl.-Ing. Müller (Münster), 3. Dr. Schöndube.

Waldlaufmeisterschaft (7500 m): 1. Bauer 27:21,2 Min., 2. Silbe (Univ. Königsberg), 27:42,7 Min., 3. Prepens (T. H. Hannover) 27:46 Min.

Mannschaftslauf für Hochschulen über 1000 Studierende: 1. Universität Berlin 47 Punkte, 2. Technische Hochschule Dresden 77 Punkte, 3. Technische Hochschule Berlin 87 Punkte, 4. Technische Hochschule Hannover 91 Punkte.

Mannschaftslauf für Hochschulen unter 1000 Studierende: Technische Hochschule Aachen 75 Punkte.

Aus dem Jahresbericht des Turnvereins Heddendorf zu Gelsenkirchen. Aus dem Bericht dieses im Jahre 1882 gegründeten Vereins über seine Tätigkeit im Jahre 1925 sind folgende Ausführungen von Belang. Der Stadtteil Heddendorf liegt im Bereiche der Stammzeche ver. Rhein-Elbe u. Alma der Gelsenkirchener Bergwerks-A.-G. bzw. der Hauptverwaltung der Abteilung Bergwerke. So kommt es auch, daß der weitaus größte Teil der Mitglieder aus Angestellten und Arbeitern der Gesellschaft bzw. aus Söhnen und Töchtern von solchen besteht.

Infolge der allgemeinen wirtschaftlichen Not hatte der Verein schwer zu kämpfen, um seine geldlichen Verpflichtungen erfüllen zu können, ging doch auch die Mitgliederzahl weiter zurück. Dazu gehören in erster Linie die hohen Kosten, die seitens der Stadtverwaltung für die Benutzung der Turnhalle erhoben werden. Hier könnte den Turnvereinen eine Erleichterung geschaffen werden, wenn die Stadtverwaltung dem Beispiel so vieler Städte folgen und in richtiger Erkenntnis der in diesen Vereinen für das Volkswohl geleisteten Arbeit die Turnhallen kostenlos überlassen würde. Die Stadtkasse würde dadurch gewiß nicht ärmer, den Vereinen dagegen würde ein unschätzbarer Dienst erwiesen werden.

Trotz aller mißlichen Verhältnisse war der Turnbetrieb als befriedigend zu bezeichnen. Geturnt, gespielt und geschwommen wurde von den Turnern 197mal mit 8336 Teilnehmern, von den Turnerinnen 50mal mit 413 Teilnehmerinnen, so daß sich eine Gesamtziffer von 247 verschiedenen Übungszeiten mit 8749 Teilnehmern im Jahre 1925 ergibt, gegen 279 Übungszeiten mit 10016 Teilnehmern im Jahre 1924. Diese Zahlen verkörpern eine gewaltige Summe von zur Ertüchtigung unseres Volkes geleisteter freiwilliger Arbeit, da in allen Abteilungen die Leitung rein ehrenamtlich, ohne Entgelt, ausgeübt wird. Solche Bestrebungen verdienen allseitige Unterstützung nicht nur seitens des Staates, sondern auch seitens der städtischen Behörden und der industriellen Verwaltungen.

An den Veranstaltungen des Bezirks und Landes nahm der Verein regen Anteil, so daß er im ganzen 92 Siege heimbringen konnte. Besonders ist zu erwähnen, daß der Verein gelegentlich des Hallenwettturnens in Raternberg am 22. Februar in der 1. und 2. Abteilung der Turner, in der Jugend-Oberstufe und in der Schülerabteilung die ersten Siegestränke errang, und zwar in der 1. Abteilung der Turner im Behtkampf durch Aug. Welter, in der 2. Abteilung der Turner durch H. Spittka, in der Jugend-Oberstufe durch Gerh. Münnich und in der Schülerabteilung durch Alois Wildenhues. Unter den 27 Siegern des Vereins auf dem Bezirkssportfest in Wattenscheid am 5. Juli befand sich auch der erste Sieger der 1. Abteilung im Fünfkampf, und zwar Heint. Oeynhausen mit 88 Punkten. Nicht weniger gut war das Abschneiden der Turner gelegentlich des Bezirksturnfestes am 13. September in Stoppenberg, wo unter den zehn Siegern des Vereins drei erste Sieger waren, und zwar in der 1. Abteilung Aug. Welter mit 207 Punkten im Zwölkampf; in der 2. Abteilung Hermann Buschmann mit 177 Punkten im Elstkampf und in der Jugend-Oberstufe Wilh. Schmuß mit 225 Punkten im Zwölkampf. Leider mußte dieses Fest des einkehenden starken Regens wegen abgebrochen werden, so daß die Jugend-Unterstufe, Schüler und Turnerinnen ihre begonnenen Wettkämpfe nicht zu Ende führen konnten. Von dem Rottwiger Bergfest lehrten wiederum zehn Turner des Vereins mit dem Siegestranke im Fünfkampf bzw. Dreikampf heim, darunter auch erfreulicherweise zwei Altersturner, und zwar Emil Höder und Friß Kraus. Höder wurde im Dreikampf seiner Klasse erster Sieger mit 60 Punkten. Auf dem Gaudiumfest des Ruhrturngaues in Essen am 27. und 28. Juni wurden nicht weniger als 11 Turner des Vereins Sieger im Zwölkampf, darunter Aug. Welter und Heint. Oeynhausen in der 1. Abteilung.

Der Deutsche Reichsausschuß für Leibesübungen hat wiederum einigen Mitgliedern nach abgelegter Prüfung das Turn- und Sportabzeichen verliehen, so daß jetzt folgende Turner diese Auszeichnung tragen: Gottfr. Berndt (in Silber), Fr. Melang, Jos. Groning, Heint.

Marmulla, Heint. Oeynhausen, Aug. Welter, Fr. Spittka, Heint. Spittka, Herm. Buschmann, Ernst Westermann, Fr. Düsterwald, Rud. Deutschländer, Franz Muntenbeck (in Bronze).

Nach den vorgenommenen Ergänzungswahlen sieht sich der Turnrat des Vereins wie folgt zusammen:

1. Vorsitzender: Rektor Schürmann; 2. Vorsitzender: Konrektor Heyen; Oberturnwart: Fr. Kraus; Männerturnwart: Aug. Welter; Frauenturnwart: E. Höder; Turnwart für volkst. Turnen und Spielen: J. Groning; Jugendturnwart: Wilh. Krämer; 1. Schriftwart: Guder; 2. Schriftwart: E. Kiedel; 1. Kassenwart: W. Bodzuweit; 2. Kassenwart: H. Korn; 1. Gerätewart: R. Naujod; 2. Gerätewart: Fr. Melang; Beisitzer: Rich. Münnich.

Für das Jahr 1926 stehen dem Verein große Aufgaben bevor. Da seien zunächst die Deutschen Kampfspiele in Köln in den Tagen vom 4. bis 6. Juli genannt. Von den ersten Deutschen Kampfspielen 1922 in Berlin konnte der Verein mit nicht weniger als 12 Siegern bzw. Siegerinnen heimkehren. Er wird sich auch diesmal bemühen, den alten ehrenvollen Ruf des Vereins auf wettturnerischem Gebiete, selbst auf den größten Veranstaltungen Deutschlands bzw. der Deutschen Turnerschaft, zu wahren.



Winterberg

Das Turnen bei den Deutschen Kampfspielen 1926 in Köln. Die Deutsche Turnerschaft sieht für die Deutschen Kampfspiele in Köln einen Zwölkampf der Männer, einen Neunkampf und einen Dreikampf der Frauen vor. Die Wettkämpfe finden am 5. und 6. Juli statt, am 4. gehen allgemeine Freiübungen voraus.

Jeder Zwölkämpfer hat auszuführen: a) am Reck, Barren und Pferd je eine Kürübung, b) an Reck und Pferd je zwei und am Barren eine Pflichtübung, c) eine Pflichtfreiübung und d) als volkstümliche Übungen: 100-Meter-Lauf, Stabhochsprung, Steinstoßen (15 Kilo). Zur Teilnahme wird nur zugelassen, wer bei den Ausscheidungskämpfen mindestens 128 Punkte erreicht hat; Sieger ist, wer bei den Kampfspielen mindestens 160 Punkte erzielt. Die Zahl der Teilnehmer wird auf 280 beschränkt.

Beim Neunkampf der Frauen sind zu turnen: 1. Reckpflichtübung, 2. Barrenpflichtübung, 3. Pferdspflichtübung, 4. Reckkürübung, 5. Pflichtfreiübung, 6. Kürkürübung, 7. 100-Meter-Lauf, 8. Hochsprung, 9. Ballweitwurf. Teilnehmen darf, wer bei den Ausscheidungskämpfen mindestens 96 Punkte erreicht hat; Sieger ist, wer bei den Kampfspielen mindestens 120 Punkte erreicht. Die Zahl der Teilnehmerinnen für die Deutsche Turnerschaft ist auf 165 beschränkt.

Mit dem Neunkampf wird gleichzeitig ein Dreikampf der Frauen in Frei- und Handgeräteeübungen ausgetragen. Zu der Pflichtfreiübung und der Reckkürübung tritt eine Kürstabsübung hinzu. Wer sich am Neunkampf beteiligt, braucht nur die Kürstabsübung zu turnen. Alle drei Übungen werden zusammengerechnet; wer mindestens 45 Punkte erreicht, ist Sieger. Außer den Turnerinnen, die den Neunkampf bestreiten, werden noch 45 andere zugelassen.

Die Auswahl der teilnehmenden Turner und Turnerinnen treffen die Kreise, auf die die Teilnehmerzahlen entsprechend verteilt sind. Die Ausscheidungskämpfe müssen bis zum 15. Mai beendet sein.

Rätsel

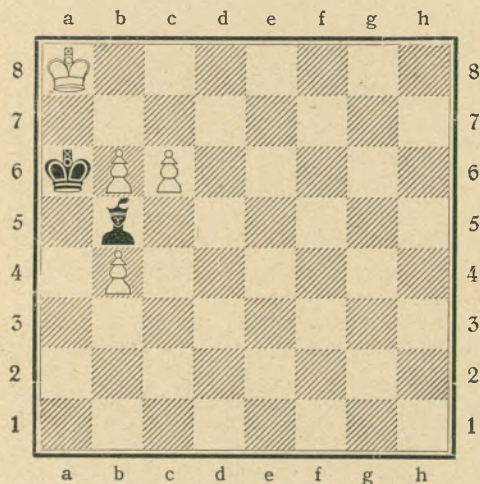
Schachede des „Werk“

Bearbeitet von Heinz Vollmer

Aufgabe Nr. 9

Von J. Moravec

Endspielstudie



Weiß zieht und gewinnt.

Stellung der Steine:

Weiß: Ka8; Bb4, b6, c6; (3) (4)

Schwarz: Ka6; Lb5; (2)

— Ein hübsches Endspiel! Man könnte es eine Illustration nennen zu dem bekannten Hauptsatz: „Das Tempo ist die Seele des Spiels.“ —

Lösungen der Aufgabe Nr. 6

(Suchthäuser)

- | | |
|---------------|---------------|
| 1. e7 — e8 T | 1. Sd8 — f7 |
| 2. Ke2 — d3 | 2. S beliebig |
| 3. Pe8 — e5 ♯ | |
| 1. — — — — | 1. Sd8 — e6 |
| 2. Te8 — e6 | 2. Kc5 × c4 |
| 3. Te6 × c6 ♯ | |
| 1. — — — — | 1. Sd8 — e6 |
| 2. Te8 × e6 | 2. Kc5 — d5 |
| 3. Te6 — e5 ♯ | |

Lösung von Aufgabe Nr. 7

(Rothe)

- | | |
|---------------|-------------|
| 1. Lc7 — b8 | 1. Da8 × b8 |
| 2. De8 — c6 ♯ | |

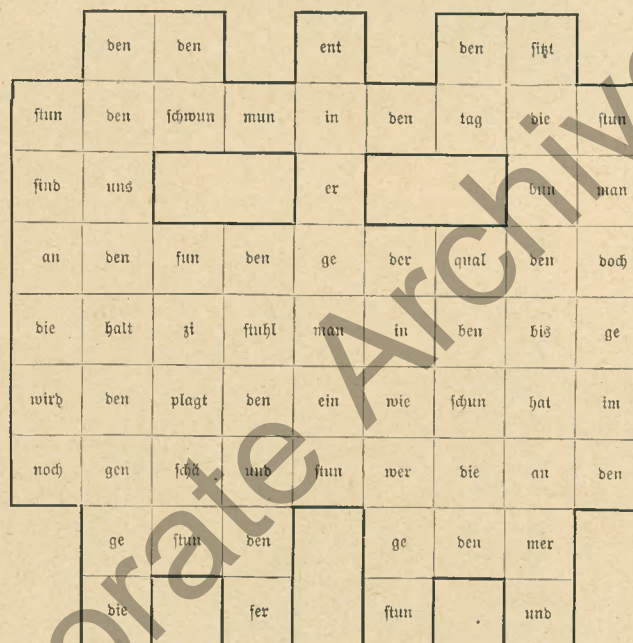
Richtige Lösungen sandten ein:

Aufgaben 6 und 7: H. Lies, Bochum; H. Naden, Bochum; F. Rüter, Eppendorf b. Weitmar; W. Berger, Bochum; Hans Puhe, Pöhlburg, Tschcho-Slowakei; Andr. Käfer, Nürnberg; Heiner Langner, Höntrop b. Bochum (Aufgabe 7); Hugo Gottsmann, Nürnberg (Aufgabe 6); Januarheft: Franz Gierh, Bonn; Fritz Gibich, Zwickau i. Sa.

Wir bitten, sämtliche Lösungen bis zum 10. einzusenden, wenn sie noch im nächstfolgenden Monat berücksichtigt werden sollen.

Rösselsprung

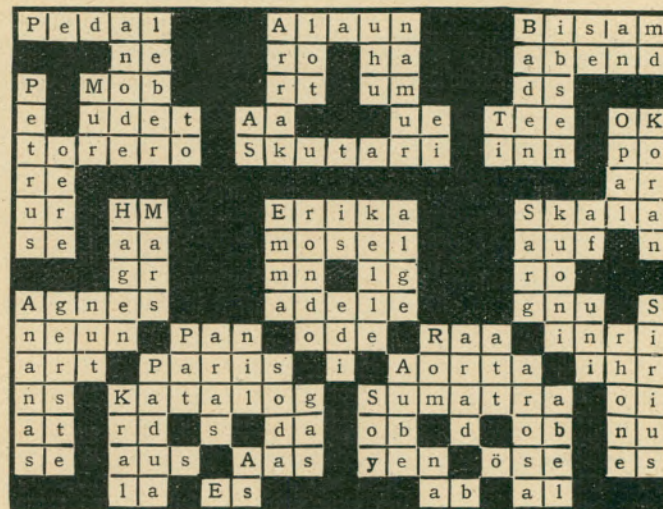
Von Leo Wassenne



Auflösung der Rätsel in Heft 12

Kreuzworträtsel

Von Ernst Brakensief



Silbenrätsel

Von O. Koch

1. Elba. 2. Samuel. 3. Rasmus. 4. Ostende. 5. Skutari. 6. Taifun. 7. Egge. 8. Terrain. 9. Maulwurf. 10. Erbse. 11. Harakiri. 12. Rubin. 13. Mansfeld. 14. Spannungsschuh. 15. Hanau. 16. Entrevue. 17. Selb. 18. Irene. 19. Cheruster. 20. Saratow. 21. Clemi. 22. Lanolin. 23. Bagdad. 24. Säge. 25. Termin.

Es kostet mehr Mühe, sich selbst, als einen Feind zu überwinden.

Büchermarkt

Das Schmieden. Die Schmiedewerkzeuge, Schmiedemaschinen und sonstige Einrichtungen. Das Schweißen. Die Konstruktion eines Schmiedestückes. Von Prof. Dipl.-Ing. H. Meyer und Ing. Rinne. (Horstmann-Laudien, Betriebstaschenbuch.) Bibliothek der ges. Technik Bd. 326. Leipzig 1926. Dr. Max Jänecke, Verlagsbuchhandlung, Preis 3,45 Mk.

Nach den einleitenden Abschnitten über die Grundlagen der Materialverschiebung beim Schmieden und die Anwendung des Stoßgesetzes auf das Schmieden werden zunächst die Schmiedefeuer und Schmiededöfen in den Abschnitten Schmiedetemperaturen, Brennstoffe, offene Schmiedefeuer, geschlossene Schmiededöfen besprochen. Der nächste Teil befaßt sich mit den Schmiedewerkzeugen und ihrer Benutzung. Darauf werden die Schmiedemaschinen in den Kapiteln Maschinenhämmer, Hammerfundamente und Schmiedepressen behandelt. Ein weiterer Teil belehrt den Leser über das Gesentschmieden. Weiter wird das Schweißen der Metalle in den Kapiteln Feuerschweißen, Wassergasschweißen, autogenes oder Gasgeschweißschweißen eingehend behandelt.

Die Bearbeitung der Metalle in Maschinenfabriken. Von Baurat Dipl.-Ing. Ernst Preger. 1. Band: Die Werkstoffe, Formerei und Gießerei. 8. Auflage. Bibliothek der ges. Technik Bd. 339. Leipzig 1926. Dr. Max Jänecke, Verlagsbuchhandlung. Preis 2,70 Mk.

Der vorliegende Band bespricht zunächst die Metalle und Legierungen, die in Maschinenfabriken verarbeitet werden, und behandelt dann eingehend die Formerei und Gießerei. Das erste Kapitel dieses Abschnittes belehrt über die Herstellung von Gußformen und deren Aufbereitung. Daran schließen sich Kapitel über Gußspannungen, Saugstellen und Lunker, Modelle, Formkasten, Handformerei mit Modellen, Maschinenformerei mit Modellen, Herstellung der Kerne, Schablonenformerei, Formen von Zahnrädern mit Schablone und Zahnradformmaschine und Trocknen von Formen und Kernen. In dem darauf folgenden Teile über Schmelzöfen und Zubehör wird der Leser über Kupolöfen, Flammöfen, Tiegelöfen, Ofenfeuerungen, Gießpfannen und Mäselfecher unterrichtet. Daran schließt sich ein Kapitel über das Pußen der Gußstücke. Den Schluß bilden Ausführungen über die Gießerei im allgemeinen.

Grundzüge der Unfallverhütungstechnik und der Gewerbehygiene in Maschinenfabriken. 2. Auflage, bearbeitet von Stud.-Rat Dipl.-Ing. Rämpf und Stud.-Rat Dipl.-Ing. Lehmann. Bibliothek der ges. Technik Bd. 229. Leipzig 1926. Dr. Max Jänecke, Verlagsbuchhandlung. Preis 3,85 Mk.

Das Buch will in das weite Gebiet der Unfallverhütungstechnik und der Gewerbehygiene einführen. Zunächst wird der Leser über die Beaufsichtigung gewerblicher Betriebe unterrichtet. Im Anschluß daran werden die allgemeinen Vorschriften für Unternehmer und Versicherte zur Verhütung von Unfällen wiedergegeben. Die nächsten Kapitel behandeln die bauliche Beschaffenheit der Werkstätten, die Aufbewahrung feuergefährlicher Stoffe und die Lüftung und Entstaubung. Darauf wird der Leser besonders eingehend über die Unfallverhütungseinrichtungen bei Dampfkesseln und Rohrleitungen, Kraftmaschinen und Triebwerken, Werkzeugmaschinen, Hebezeugen und Aufzügen, Transporteinrichtungen in autogenen Schweiß- und Schneideanlagen und in Eisengießereien und Tiegelgeschmelzereien unterrichtet; auch über Unfälle und ihre Verhütung. Wir wünschen diesen Büchern weiteste Verbreitung.

Der betriebswirtschaftliche Produktionsprozeß in der Präzisions-Werkzeugindustrie. Von Dipl.-Kaufmann Artur Richter. Heft 1 (60 S. 8°. 39 Abb., Preis 3,20 Mk.) der von Prof. Dr. H. Nidlich herausgegebenen Sammlung Produktionsprozesse. C. C. Poeschel Verlag, Stuttgart.

Professor Dr. H. Nidlich, durch seine Werke „Wirtschaftliche Betriebslehre“ und „Organisation“, wie als Herausgeber des „Handwörterbuches der Betriebswirtschaft“ weithin bekannt, gibt eine neue Sammlung heraus: Produktionsprozesse. Sie gründet sich auf Sonderstudien in seinem Betriebswirtschaftlichen Hauptseminar, zu deren

Förderung vom Sommersemester 1923 ab eine besondere Arbeitsgemeinschaft ins Leben getreten ist. Die Industrie wird sich die wertvolle Arbeit gern zunutze machen, denn Produktionsvervollkommenung heißt Produktionssteigerung.

Elektrometallurgie. Von Prof. Dr. R. Arndt, a. o. Professor an der Technischen Hochschule in Berlin-Charlottenburg. Mit 25 Abb. 124 S. Sammlung Götschen Bd. 110. Walter de Gruyter & Co., Berlin W 10 und Leipzig. 1926. Preis 1,50 Mk.

Die Literatur über Elektrometallurgie ist weit verstreut und weist viele Lücken auf. Während in Deutschland über Elektrotahlöfen, in Amerika über elektrolitische Kupferraffination wertvolle Arbeiten veröffentlicht wurden, ist z. B. über die Aluminiumerzeugung wenig geschrieben und dies ist größtenteils veraltet. Das vorliegende Büchlein bringt nun in leicht verständlicher Sprache auf knappem Raume viel Wichtiges und Neues.

Tragbare Akkumulatoren. Bau, Wirkungsweise, Behandlung, Anwendung und Ladeeinrichtungen. Von Dr.-Ing. Richard Albrecht in Berlin-Zehlendorf. Mit 61 Abb. 135 S. Sammlung Götschen Bd. 919. Walter de Gruyter & Co., Berlin W 10 und Leipzig. 1926. Preis 1,50 Mk.

Während das Bändchen 620 der Sammlung Götschen allgemein die Akkumulatoren für Elektrizität behandelt, ist das vorliegende Bändchen ausschließlich den tragbaren Akkumulatoren gewidmet worden. Dabei sind diese derart beschrieben, daß das neue Bändchen auch ohne das ältere verständlich ist.

Die elektrische Telegraphie mit Drahtleitung. Von J. Herrmann, Professor der Elektrotechnik an der Technischen Hochschule Stuttgart. I. Die Telegraphie mit Morsezeichen. Mit 124 Abb. 134 S. Sammlung Götschen Bd. 172. Walter de Gruyter & Co., Berlin W 10 und Leipzig. 1926. Preis 1,50 Mk.

Das schon seit langem vergriffene Bändchen der Sammlung Götschen über „Elektrische Telegraphie“, erscheint jetzt in neuer Bearbeitung aus der Feder von Prof. Herrmann-Stuttgart. Entsprechend der neueren Entwicklung, insbesondere der Kabeltelegraphie und der Typendruck, ist der Stoff auf zwei Bändchen verteilt, von denen das erste mit dem Untertitel „Die Telegraphie mit Morsezeichen“ soeben herausgekommen ist. Das zweite Bändchen wird die Typendrucktelegraphen behandeln.

M & S-Kalender für Schwachstrom-Installateure 1926. Über 200 Seiten mit Abb., Tafeln und Kalendarium. Leinen geb. 5,— Mk. R. Oldenbourg, München 2 NW 12 und Berlin W 10.

Bei der Zusammenstellung des Inhalts ist in erster Linie auf die Bedürfnisse der Praxis Rücksicht genommen. Der Kalender gibt in kurzer und doch erschöpfender Form auf alle in der Installationspraxis vorkommenden Fragen Auskunft. Den Kapiteln über Spezialschwachstromtechnik wurde besondere Sorgfalt gewidmet. Es sei besonders auf das Kapitel über Vorbereitung von Kostenanschlägen für Schwachstromanlagen, theoretische Elektrotechnik und Aufsuchen von Fehlern in Schwachstromanlagen hingewiesen. Zahlreiche Abbildungen, Skizzen und Tafeln vervollständigen den Text.

Grundlagen zur Berechnung statisch bestimmter ebener Fachwerke bei ruhender und bei beweglicher Belastung. Von Stud.-Rat Dipl.-Ing. E. Ritter. Leipzig 1926. Dr. Max Jänecke, Verlagsbuchhandlung. Preis 2,30 Mk.

Das vorliegende Buch bringt eine kurzgefaßte leicht verständliche Einführung in die Grundgesetze und Verfahren zur Untersuchung statisch bestimmter ebener Fachwerke. Es will allen denjenigen Ingenieuren der Praxis, die sich nicht dauernd mit statischen Untersuchungen befassen, die Möglichkeit geben, sich mit diesem Gebiet schnell wieder vertraut zu machen. Auch für Studierende und Besucher technischer Lehranstalten ist das vorliegende Buch vortrefflich geeignet, als Ergänzung zu dem in der Mechanik oder in der Baukunde bzw. in den Eisentonstrukturen zu behandelnden Stoff.

Vom Sandkorn zum Kristallgefäß. Von Ing. C. J. Stahl. Dieck & Co. (Frands Techn. Verlag), Stuttgart. Geh. Mk. 1.80, Schw. Fr. 2.25, in Halbl. Mk. 2.50.

Im Kampf um den Fortbestand des Menschengeschlechtes fällt einzelnen Stoffen aus dem Schoße der Natur eine besondere Bedeutung zu, ohne daß wir uns dessen beim gewohnheitsmäßigen Gebrauch so eigentlich bewußt wären. Wie stände es um uns, wenn wir kein Glas hätten? Diese Frage beantwortet das Werkchen recht anschaulich.

Der Satrap. Blätter für Freunde der Lichtbildkunst. Erscheinungsort Berlin-Spindlerfeld, Chemische Fabrik auf Aktien.

Auch die neuen Februar- und Märzhefte bringen eine Fülle schönen und bemerkenswerten Stoffes für jeden Freund der Photographie, wie wir schon öfter erwähnt haben.

Illustrierte Technik für jedermann. G. Girths Verlag, München.

Heft 6 zeigt, wie in Kalifornien Hochdruckdampf aus der Erde strömt, bringt interessante Aufsätze über das neue Telephon von Reiß sowie über den Radioverstärker in der Röhre nach Dr. Loewe, ferner eine Abhandlung über Unterseepegel, über die Frage des künstlichen Zuckers sowie über Aluminiumfässer.

Technik für Alle. Monatshefte für Technik und Industrie. Frands Technischer Verlag, Dieck & Co., Stuttgart.

Das Märzheft 1926 ist reichhaltig wie immer.

Unter den Wilden am Amazonas. Von Charles W. Dornville-Fife. Forschungen und Abenteuer bei Kopffägern und Menschenfressern. Mit 36 Abb. und 6 Karten. Leinen 15,— Mk. F. A. Brochhaus, Leipzig.

Auch heute im Zeitalter des Flugzeuges und Luftschiffes gibt es außer den Polargebieten noch Gegenden der Erde, die wohl nie eines weißen Mannes Fuß betreten hat, und in denen noch „Wilde“ leben, die mit den „Segnungen“ unserer vielgepriesenen „Kultur“ noch nicht in Berührung gekommen sind, sondern die sich das Glück ihres ursprünglichen Daseins noch voll und ganz bewahrt haben. In die riesigen Strecken des Amazonasstromgebietes und seiner Nebenflüsse ist Dornville-Fife eingedrungen und er schildert uns seine Erlebnisse schlicht und anspruchslos. Er besteht Abenteuer auf Abenteuer, ehe er sein Ziel erreicht. Er findet die erst kürzlich entdeckten rätselhaften Inschriftenfelsen und findet seinen Weg zu den berühmten

Kopffägern der Huambisa, zu den Vampirindianern der Pampas Sacramento und zu anderen ähnlichen Stämmen. Die Schilderungen Dornville-Fifes zeichnen sich durch eine schöne Darstellungsart aus. Er vermag es, den ganzen Zauber der Tropennacht und die Schönheit und die Schrecken der tropischen Wälder und Ströme dem Leser zu vermitteln.

Der Grenzpfahl. Roman von Lisbet Dill. Stuttgart-Berlin 1926. Deutsche Verlags-Anstalt. 386 S. Geb. 7,— Mk.

Der alte Grenzpfahl an der ehemaligen elsass-lothringisch-französischen Grenze liegt als verrostete Eisenstange am Boden, und der neue erhebt sich zwischen dem Saargebiet und dem Elsaß. Die Schicksale, die sich aus dem Streit zwischen Vaterlandsiebe in politischem Sinn und der Liebe zur angestammten Scholle ergeben, schildert die Verfasserin an lebenswahren Persönlichkeiten, an Frauengestalten und an Männern, die sich im Kriege als Feinde gegenüberstanden haben. Wir empfangen manche bemerkenswerte Einblicke in Verhältnisse in Deutschland sowohl wie auch in die chauvinistische Fieberluft des siegestrunkenen Frankreich. Ein ergreifender Abschnitt in dem Buche ist: „Die Totenfelder von Verdun“.

Das neue Musiklexikon. Herausgegeben von Alfred Einstein. Etwa 750 S. In Glanzleinen 27,50 Mk., in Halbfanz. 32.— Mk. Max Hesses Verlag, Berlin W 15.

Bei Erscheinen der ersten Lieferung wurde schon kurz auf dieses ausgezeichnete Nachschlagewerk hingewiesen. Nun liegt es auch abgeschlossen vor in einer Ausstattung, die jeder Bibliothek zur Zierde gereicht. Doch bedeutend höher als das schmutzige Aussehen ist der innere Wert des Werkes. Alle Fragen, die auf das Musikleben der Gegenwart Bezug haben, sind von hervorragenden Fachleuten in erschöpfender und aufschlußreicher Weise behandelt. Ein knapper (nicht im mindesten vollzähliger) Überblick über die verschiedenen Gebiete mag dies beweisen: schaffende und ausübende Musiker, Musikverleger und -forscher, musikalische Formen aller Art, neue Instrumente und ihre Verwendung, Stilunterschiede, umfangreiche Aufsätze über das Musikleben in den verschiedenen Ländern, Opernhäuser, Konzertsäle und Orchester, Schulen, Vereinigungen, Verleger. Soweit ältere Komponisten für das Streben der Gegenwart noch zielweisend sind, erfahren auch sie treffende Würdigung. Da bei den Werken auch Verlag und Erscheinungsjahr angegeben sind, so erfüllt hier die Ausstattung höchste Ansprüche. Nicht nur jeder Musiker, sondern jeder, der mit dem musikalischen Schaffen der Gegenwart in seinem reichen Gemisch alter und neuer Strömungen Fühlung nehmen will, wird sehr bald die Unentbehrlichkeit dieses hervorragenden Nachschlagewerkes empfinden.

Wir machen unsere Leser noch besonders auf den dem Heft beiliegenden Prospekt der bekannten Wochenschrift „Das Heim“ aufmerksam und bitten um entsprechende Beachtung

Inhaltsverzeichnis.

Heft 1 (VI. Jahrgang, April 1926): Der Industrie- und Wohnungsbau im Ruhrkohlenbezirk. Von Dipl.-Ing. Hans Bähr. S. 1 bis 6. Mit 16 Abb. — Der Eisenbergbau im Siegerland. Von Willy Woschen. S. 6 bis 8. — Charakterköpfe aus der Eisenindustrie (Leopold Hoesch). Von Dr. Friedrich Schubert. Mit 1 Abb. S. 8 bis 10. — Rheinelbe-Union im Schnee. Nach einem Aquarell von E. Bongard. S. 9. — Das Rätsel des Stoffes. Von Prof. Dr. Ebner-Nachen. S. 10 bis 12. — Mineralogische Wanderung durch den Massentalk des Sauerlandes. Von Wilhelm Schmidt. Mit 6 Abb. S. 13 bis 15. — Denkspruch von Fichte. S. 15. — Spaziergang am Ostermorgen. Nach einem Ölgemälde von Theodor Schütz, zwischen S. 16 u. 17. — Gipfel und Abgrund. Roman von Gregor Samarow. S. 16 bis 21. — Ostern. Gedicht von Klara Priek. S. 18. — Theater, Kunst und Wissenschaft, Düsseldorf. S. 22 u. 23. — Apollotheater. S. 23. — Dortmund. S. 23 u. 24. — Oberhausen-Hamborn-Gladbeck. S. 24 u. 25. — Hamm. Jubiläums-Bild. S. 25. — Werbohl. S. 25 u. 26. — Luise, Königin von Preußen. Mit 1 Abb. Von Edmund v. Wecus. S. 26 und 27. — Eine dreitausendjährige Eiche. Von Wilhelm Schuster.

S. 27. — Francis Bacon. Von E. v. Wecus. S. 27 u. 28. — Joseph Lanner. Von C. H. S. 28. — Zahlungsnot und Poesie. Von Kl. S. 28. — Johann Peter Edermann. Von W. S. 28 u. 29. — Aus einem alten Buch. S. 29. — Der Rundfunk auf dem Brocken. Von F. A. Buchholz. S. 29. — Königsberger Messe. S. 30. — Gesolei. S. 30. — Technische Gedenktage. S. 30. — Titelbild. S. 30. — Aus Faust, I. Teil. Von Goethe. S. 31 u. 32. — Künstliche Mißbildungen. Von Dr. E. Wasserloos, Essen. Mit vielen Abb. S. 33 bis 37. — Der Bergbau in der Bibel. Von L. S. 37. — Von der Wunschkrute. Von A. Schacht. S. 38. — Unseres Ältesten erster Schulgang. Von A. Andersen. S. 39. — Deutsche Sportchronik. Ein Interview mit Houben. S. 40 u. 41. — Wandervogel. S. 41. — Städtewettkampf Bochum, Dortmund, Bielefeld. S. 42. — Ruhr-Turngau Gelsenkirchen. S. 42. — Ruhr-Turngau in Duisburg. S. 43. — 23. Gaurtag des Emscher-Ruhrgebietes. S. 44. — 7. Weif. Hallensportfest. S. 44. — Turnverein Adendorf zu Gelsenkirchen. S. 45. — Winterberg. Bild. S. 45. — Turnen bei den Deutschen Kampfspiele 1926 in Köln. S. 45. — Rätsel. S. 46. — Büchermarkt. S. 47 u. 48.

Herausgeber: Siemens-Rheinelbe-Schubert-Union, G. m. b. H., Düsseldorf. — Verantwortl. Hauptschriftleiter: i. V. von Wecus, Düsseldorf. — Druck: A. Bagel Aktiengesellschaft, Düsseldorf. — Jahresbezugspreis (12 Hefte) für Beamte, Angestellte, Arbeiter des Konzerns Siemens-Rheinelbe-Schubert-Union M. 9.60 (Einzelheft M. 0.80) für Hefte mit zweifarbigem Umschlag; M. 6.— (Einzelheft M. 0.50) für Hefte mit einfarbigem Umschlag. — Dem Konzern nicht angehörige Interessenten können „Das Werk“ durch die Post oder durch den Kommissionsverlag A. Bagel Aktiengesellschaft, Düsseldorf, Grafenberger Allee 98, beziehen gegen einen Jahresbezugspreis (12 Hefte, mit zweifarbigem Umschlag) von M. 14.40. Bei Bezug durch die Buchhandlungen ist der Preis des Einzelheftes M. 1.50 ord. Zu den Bezugspreisen treten noch die Zusendungskosten. Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keinerlei Verpflichtung übernommen. — Schriftleitung und Geschäftsstelle befinden sich Düsseldorf, Reichstraße 37/39, wohin alle Mitteilungen zu richten sind.